Julius von Tarent

von Johann Anton Leisewitz

Erläuterung und literarhistorische Würdigung

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg

ACAD.
LUGD.BAT.
BIBL.

vorgelegt

von

Walther Kühlhorn
aus Köthen i. Anh.

Halle a. S.
Druck von Ehrhardt Karras
1911

Referent: Herr Geheimrat Prof. Dr. Strauch.

Tag der mündlichen Prüfung: 4. Juli 1911.

Vorliegende Arbeit erscheint auch im Verlage von Max Niemeyer in Halle a. S. als Band X der

„Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur“,

herausgegeben von Franz Saran, Professor an der Universität Halle.

Meinen lieben Eltern!

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41544702_0040

Inhaltsangabe.

Seite

Vorbemerkung VII

Bücherübersicht IX

I. Teil: Zergliederung des Dramas.

Die Lebensbilder der Personen.

§ 1. Julius 1
§ 2. Julius (Fortsetzung) 3
§ 3. Julius (Schluß) 7
§ 4. Guido 15
§ 5. Guido (Fortsetzung) 20
§ 6. Blanka 25
§ 7. Die Äbtissin 30
§ 8. Der Fürst 31
§ 9. Der Fürst (Fortsetzung) 34
§ 10. Aspermonte 40
§ 11. Cäcilie 43

Zusammenfassung.

§ 12. Der Gehalt des Dramas 46

II. Teil: Julius von Tarent in seinen Beziehungen zur Nouvelle Héloise und zur Emilia Galotti.

§ 13. Ähnlichkeiten zwischen Julius von Tarent und der Nouvelle Héloise in Stoff und Aufbau 50
§ 14. Der Gehalt der Nouvelle Héloise 57
§ 15. Julius von Tarent, Nouvelle Héloise und Emilia Galotti 63

III. Teil: Anschauungen, die neben den Gedanken über das Hauptproblem im Julius von Tarent niedergelegt sind.

§ 16. Staat und Gesellschaft 68
§ 17. Seele und Unsterblichkeit, freier Wille, Ehre, Selbstmord . . 74

Anhang: Das Hallische Exemplar der Ausgabe des Julius von Tarent vom Jahre 1776 82

Vorbemerkung.

Der „Julius von Tarent" ist schon verschiedentlich untersucht worden. Während aber einige Literarhistoriker glaubten, den Wert des Dramas durch einen Vergleich mit Klingers „Zwillingen" erkennen zu können und auf diese Weise wenig wirklich fruchtbare Ergebnisse erhielten, beschränkten sich andere hauptsächlich auf das in die Augen springende Brudermordproblem. Dieses führte sie natürlich wieder zu Klinger, andererseits zu Schiller, sodaß auch diese Untersuchungen nicht viel über Vergleiche hinauskamen, jedenfalls also nicht recht in die Tiefe drangen. Wieder andere Forscher stellten, mit Erfolg, an dem Drama Beeinflussungen meist äußerlicher Art durch Lessing, Shakespeare und Dichter des Hainbunds fest.

Keiner jedoch hat bis jetzt wirklich auf Leisewitzens eigene Worte geachtet, die er am 21. Dezember 1779 an Reinwald schreibt: „... die Philosophie auf dem Pegasus gefiel mir",[1]) oder auf jenen Satz eines zeitgenössischen Kritikers: „es (das Drama) ist voll heutiger deutscher Philosophie".[2]) Wenigstens ist niemand bisher diesen Andeutungen nachgegangen.

Zweck der vorliegenden Arbeit ist es, durch eine möglichst genaue Zergliederung den Gehalt des Dramas und damit die Meinung des Dichters festzustellen, um diese dann in Beziehung zu den literarischen und philosophischen Strömungen jener Zeit zu setzen. Es wird sich, im Zeitalter Rousseaus ganz erklärlich, um Fragen des Gefühls, besonders nach der sittlichen Kraft des Gefühls handeln. Neben Beziehungen zu Rousseau, besonders zur „Neuen Heloise", werden sich solche zur „Emilia Galotti" finden. Diese Beziehungen klar zu legen und so den inneren Zusammenhang zwischen Julius von

[1]) Kutschera a. a. O. S. 77.

[2]) Zugabe zu den Götting. gelehrt. Anzeigen 1776, 43. Stück CCCXCII.

Tarent und der zeitgenössischen Literatur herzustellen, ist die Hauptaufgabe dieser Arbeit.

Wie Rousseau oftmals, hat es auch Leisewitz beliebt, nebenher manche Fragen, die damals die denkenden Geister bewegten, teils mehr, teils weniger ausführlich zu behandeln. Auch auf diese „Philosophie auf dem Pegasus" sucht vorliegende Arbeit nach Möglichkeit einzugehen.

Der „Julius von Tarent" wird zitiert nach der Wernerschen Ausgabe von 1889 in Seufferts „Deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts", die Werke Rousseaus nach den bei Firmin-Didot in Paris erschienenen Ausgaben. Die „Nouvelle Héloïse" ist dort 1877, der „Émile" 1889, der „Contrat social" in dem Sammelbande „Petits Chefs-d'œuvre de J.-J. Rousseau" im Jahre 1886 erschienen. Die Nouvelle Héloïse (N. H.) wird nach Büchern, Briefen und Seitenzahlen angezogen, der Contrat social (C. S.) nach Büchern, Kapiteln und Seitenzahlen, der Émile (E.) nach Büchern und Seitenzahlen.

Bücherübersicht.[1])

Handschriften.

Die Originalhandschrift des Julius von Tarent liegt im Stadtarchiv zu Braunschweig.

Eine Handschrift im Archiv des Mannheimer Hoftheaters ist die Theaterbearbeitung eines Unbekannten von 1784. (Siehe F. Walter, Archiv und Bibliothek des Großherzogl. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 1779—1839. Leipzig 1899.)

Ausgaben.

1. Leipzig 1776;[2]) 2. Meiningen 1780 mit der Angabe: „Aufgef. am S.-Meiningenschen Hofe"; 3. Stuttgard, in der Druckerey der Herzogl. Hohen Karls-Schule 1784; 4. Augsburg 1791 (Deutsche Schaubühne Dritten Jahrgangs Achter Band); 5. Leipzig zweyte Auflage 1797; 6. 3. Auflage 1816; 7. 4. Auflage 1828; 8. Schriften, Wien 1816; 9. Sämtliche Schriften. Braunschweig 1838 (herausg. von Dr. Schweiger, mit Einleitung); 10. Familienbibliothek deutscher Klassiker, 9. Band, Hildburghausen und Amsterdam 1841; 11. Universalbibliothek Nr. 111, Leipzig, Reclam o. J. (1870); 12. Julius von Tarent u. a. poetische Schriften. Berlin, Ebeling u. Plahe 1870; 13. Deutsche Nat.-Literatur Nr. 79. Stürmer u. Dränger I, Berlin u. Stuttgart o. J. (1883 herausg. von Sauer, mit Einleitung); 14. Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von Joh. Ant. Leisewitz; Seufferts Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 32, Heilbronn 1889, herausg. von R. M. Werner, mit Einleitung; 15. Wien 1891. Gräsers Schulausgaben Nr. 42, herausg. von Lichtenheld mit Anmerkungen.

Übersetzungen:

ins Französische im Théatre allemand T. II von Junker; ins Dänische von N. H. Weinwich 1783.

---

[1]) Diese Bücherübersicht soll nach Möglichkeit alles enthalten, was von wissenschaftlicher Seite über den Julius von Tarent geschrieben worden ist.

[2]) Vgl. Anhang, S. 82.

Zeitgenössische Besprechungen.

Allgemeine deutsche Bibliothek, (1776), II, S. 519.

Seit der Emilia Galotti sei nichts besseres erschienen. Leisewitz ein Nachahmer Lessings mit eigenem Genie. Gesunde Philosophie, tiefe Menschenkenntnis, Schärfe der Beurteilung.

Erfurtische gelehrte Zeitungen für das Jahr 1776; Erfurt, gedruckt bei J. J. F. Straube.

Treffende Charakteristik der Personen. Wertvoll die Beziehung auf Rousseau. „Der alte Fürst, Bianka bei der Leiche des Julius sind Meisterstücke des Verfassers im Ausdruck höchster Leidenschaft, worinnen er selbst Goethen zu übertreffen scheint."!

Frankfurter gelehrte Anzeigen, 1776, S. 493.

Loben das Stück sehr; doch sei Cäcilie überflüssig und diene nicht einmal zum Kontraste. Daß Julius den Purpur wegwerfen will, ist zu romantisch. Julius beschreibt zuweilen zu sehr seinen eigenen Zustand.

Zugabe zu den „Göttingischen gelehrten Anzeigen", 1776, 43. Stück, S. CCCXCII.

„Es (das Trauerspiel) ist voll heutiger deutscher Philosophie".

Der Teutsche Merkur vom Jahre 1776, S. 91.

Lobend; doch fehlt es den Charakteren an Selbständigkeit und Naturwahrheit, weil sie dem Gehirne des Verfassers entsprungen sind.

Erlangische gelehrte Anmerkungen, 1777, S. 32.

Lobend.

Literarische Denkmale von verschiedenen Verfassern, Zürich 1779, S. 209.

Von Bodmer; sehr ironisch: „An den betrogenen guten Mann, den Julius von Tarent aus sich selbst gebracht hat". Spricht sich gegen die Betonung des Gefühls zum Nachteile der Vernunft aus. Für Gefühlsmenschen reden die Leute oft zu gewählt und überlegt. Empfiehlt Dramenstoffe, aus denen man lernen könnte, „welcher Weg zur Glückseligkeit der Staaten führet".

Zur Entstehungsgeschichte.

Fr. Fricke, Die Quellen des Julius von Tarent; Euphorion IV (1897), 49—55.

Leisewitzens Quelle über die Verschwörung der Pazzi ist nicht Machiavelli, sondern 1. Duport du Tertre: Histoire générale des Conjurations, Conspirations et Révolutions 1763; und 2. Le Noble: Histoire secrète des plus fameuses conspirations 1698.

A. Leitzmann, Zur Entstehungsgeschichte des Julius von Tarent; Vierteljahrsschr. f. Lit.-Gesch. 3 (1890), 195—199.

Versucht, undatierte Szenen der Handschrift einzureihen.

E. Schüddekopf, Deutsche Literaturzeitung 11 (1890), 986.

Besprechung der Ausgabe Werners; stellt noch drei andere Drucke vom Jahre 1776 in Wolfenbüttel fest.

Vom Hamburger Preisausschreiben.

B. Litzmann, F. L. Schröder, Ein Beitrag zur deutschen Lit.- und Theatergeschichte, Hamburg 1894, II. Teil. 154 ff.

L. meint, daß die Stimmung von vornherein für die Auszeichnung der „Zwillinge" war; weist auf das widersprechende einiger Berichte hin.

A. Nutzhorn, Warum ist Leisewitzens Julius von Tarent nicht mit dem Hamburger Preise bedacht? Euphorion 16 (1909), 58.

N. schiebt die Schuld auf Voß. Er habe das Stück zu spät an die Preisrichter abgegeben, sodaß die „Zwillinge" schon angenommen waren.

J. Minor, Zur Hamburgischen Preisausschreibung. ZfdPh. 20 (1888), 55.

M. meint, daß die „Unglücklichen Brüder" und „Galora von Venedig" nicht dasselbe seien. Er stellt außerdem fest, daß noch ein anderes Stück, Schicks „Gianetta Montaldi" eingesandt war.

E. Wolff, Das sog. Hamburger Preisausschreiben. ZfdPh. 21 (1889), 39.

W. stellt fest, daß das Hamburger Preisausschreiben nichts war als ein „öffentliches Anerbieten zur Honorierung von brauchbaren Theaterstücken". Die Zwillinge wurden dem Julius vorgezogen, weil das Stück eben bühnenwirksamer war.

Untersuchungen über den Julius von Tarent.

Carl G. W. Schiller, Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745—1800, Wolfenbüttel 1845, S. 113—125.

Bringt nichts besonderes.

A. Schubert, Über Julius von Tarent usw., in Rötschers Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur 1849, S. 372 ff.

Nennt es das Klopstockische Drama; im übrigen stellt sich seine Betrachtung auf die Stelzen einer künstlichen Umschreibung der einzelnen klaren Vorgänge, die so aussehen soll, als dringe der Verfasser ins tiefste Innere des Dramas und vergeistige seinen Inhalt völlig. Der Sinn der Schubertschen Ausführungen wird nicht klar.

A. Henneberger, J. A. Leisewitz' Julius von Tarent usw., in Hennebergers Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte I (1855), S. 111 ff.

Das Beste, was über das Stück geschrieben wurde. Nur sieht H. kein anderes Vorbild als Lessing und die Emilia Galotti. Merkwürdigerweise „findet er von den Eigentümlichkeiten des Göttinger Hainbundes keine Spur".

Joseph Bayer, Von Gottsched bis Schiller. Vorträge usw., Prag 1863 und 1869, II. Teil, S. 136.

Sieht den Einfluß des Hainbundes; sonst ein unfruchtbarer Vergleich zwischen Klingers „Zwillingen" und dem Julius von Tarent.

Otto Ludwig, Shakespearestudien. Gesammelte Schriften, Leipzig V (1891), 339.

Gregor Kutschera von Aichbergen, J. A. Leisewitz. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im XVIII. Jahrhundert. Nach dem Tode des Verfassers herausg. (von Karl Tomaschek) Wien 1876.

So grundlegend gerade für die äußeren Umstände des Dramas, und so anziehend geschrieben K.'s Buch ist, kommt seine Untersuchung über den Gehalt des Stückes doch leider nicht viel über die Betrachtung des Themas vom Brudermord und eine Vergleichung mit den 'Zwillingen' hinaus.

Kutscheras Buch wurde besprochen von:

E. Schmidt, AfdA. III (1877), 190.

Bringt noch einige Erweiterungen, besonders in Bezug auf Lessing.

R. M. Werner, Nachträge zu Kutscheras Leisewitzbiographie. ZfdA. 22 (1878), 83.

Wenig auf das Drama selbst bezügliches.

Wiener Abendpost 1876, Nr. 257, S. 58 (R. M. Werner); Lit. Centralblatt 1877, Nr. 3; Mitteil. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XV, 2 (v. Hansgirg); Ztschr. f. d. österr. Gymnas. 1877, S. 188; Blätter f. literar. Unterhaltg. 1877, S. 408; Das neue Reich 1877, I, 200; Deutsche Rundschau 1877, S. 350; Augsburg. allgem. Zeitung 1877, Nr. 179, Beilage vom 28. Juni (H. Uhde).

O. Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Straßburger Quellen und Forschungen 40, (1880).

Kommt im Zusammenhange oft auf den Julius von Tarent.

—, Zu Julius von Tarent. Archiv f. Lit.-Gesch. X (1881), 209.

Stellt die Entlehnungen aus der Emilia Galotti zusammen. Durch Anlehnung an dieses Drama, besonders in den letzten Szenen, sei der Ausgang des Julius von Tarent bedingt und deshalb habe „das Ende etwas den Charakteren widersprechendes". Guido müßte sich eigentlich selbst töten, bäte aber nun wie die Emilia den Vater um den Tod.

M. Niebour, Beiträge zur Kenntnis des Dichters Leisewitz. Jahrb. d. Geschichtsvereins f. d. Herzogt. Braunschweig, 1905, S. 62.

Untersucht eingehend die Beziehungen zu Miß Sara Sampson, Emilia Galotti, Shakespeare, Hainbund und Unzers „Diego und Leonore". Besonders auf dieses letzte Stück sich stützend macht die Verfasserin einen m. E. nicht stichhaltigen Datierungsversuch der Entstehung des Julius von Tarent.

Einfluß des Julius von Tarent auf andere:

C. Müller, Zu Büchmanns Geflügelten Worten. Gegenwart 1885, Nr. 22, S. 351.

Parallele aus dem Julius von Tarent II, 3 (47, 3) zu Schillers „Der Jüngling am Bache": „Raum ist in der kleinsten Hütte".

J. Minor, Quellenstudien zur Lit.-Geschichte des 18. Jahrhunderts; 2. Schiller und Leisewitz, ZfdPh. 20 (1888), 65.

G. Kraft, Klingers Zwillinge, Leisewitz' Julius von Tarent und Schillers Braut von Messina. Eine vergleichende Betrachtung. Programm Altenburg 1894. Besprochen in: ZfdU. 8, 612/13; Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen 95, 338/39.

Hebt hauptsächlich den Gegensatz in den Charakteren des Julius und Guido, Gefühl und Willen hervor.

E. Müller, Schillers Kabale und Liebe. Eine Studie. Tübingen 1892. Besprochen in der Schwäbischen Chronik 1892.

Behandelt unter den literarischen Vorbildern auch den Julius von Tarent.

C. Gratzer, Don Carlos. Programm Triest 1896. Besprochen von F. Prosch, ZfÖG. 49, 568/70.

Spricht auch von den Einwirkungen des Julius von Tarent.

M. Möller, Studien zum Don Carlos; nebst einem Anhang: Das Hamburger Theatermanuskript (1. Druck); Greifswald 1896. Besprochen von E. Kilian, Augsburger Zeitung 1896, Beilage Nr. 148; H. Unbescheid, ZfdU. 10, 643/45.

Bespricht den Julius von Tarent als literarisches Vorbild zum Don Carlos.

Albert Kontz, Les drames de la jeunesse de Schiller; Paris 1899.

Berücksichtigt den Julius von Tarent unter den literarischen Vorbildern Schillers; weist sehr knapp auf den Zusammenhang des Julius von Tarent mit Rousseau, Diderot und Shakespeare hin.

E. Diekhöfer, Der Einfluß des Julius von Tarent auf Schillers Jugenddramen. Diss. Bonn 1902.

I. Teil.

Zergliederung des Dramas.

Die Lebensbilder der Personen.

§ 1. Julius.

Bei dem Lebensbilde des Julius handelt es sich um die Erkenntnis und Darstellung des inneren Zustandes eines Menschen, der von Natur rein gefühlsmäßig, durchaus in der Richtung auf das Subjektive hin veranlagt ist. Bei dem Bestreben, seine subjektive Eigenart durchzusetzen, kommt Julius in Konflikt mit den objektiv gegebenen Verhältnissen. In diesem Kampfe entsteht eine Bewegung, ein Auf und Ab des Gefühles, je nachdem das Gefühl oder die objektiven Verhältnisse im Ringen die Oberhand zu behalten scheinen. Es ist die Aufgabe des Folgenden, diese seelischen Bewegungen in Julius, seine daraus hervorgehenden Handlungen und den Ausgang des Kampfes zwischen dem scharf betonten Subjektivismus und den objektiven Forderungen der Außenwelt zu untersuchen und darzustellen.

Julius ist von Natur aus gefühlsmäßig veranlagt. Das Gefühl als Grundlage seines Seelenlebens ist ihm nicht etwa erst anerzogen; auch hat er sich diesen Grundton seines Wesens nicht erst durch Arbeit an sich erworben. Er kann garnicht anders, als dem inneren Gefühle nachgeben. Diese Veranlagung zeigt sich schon in seiner Kindheit. Schon ehe er wußte, was Liebe ist, hatte er ihren schmachtenden Blick (27, 4). Als Knabe kannte er kein größeres Vergnügen, als in der Einsamkeit zu träumen (27, 5).

Als Jüngling entwickelt Julius sich in dieser ihm von der Natur vorgeschriebenen Richtung weiter. In seinem Wesen kommt die schwärmerisch gefühlsmäßige Seite hauptsächlich zur Entfaltung. Es fehlt Julius also die Fähigkeit, etwas frisch anzugreifen und

durchzuführen. Er ist von „romanhaft langsamen Entschlüssen“ (28, 5). Weil er so empfindsam ist, hat er auch keine Lust zu der üblichen Beschäftigung seiner Altersgenossen, zum Kriegshandwerk. Er „hat noch kein Feldlager gesehen“ (17, 16). Seine Fähigkeiten liegen auf anderm, auf geistigem Gebiete. Er hat eine „große Seele“ (95, 12). Aspermonte nennt ihn einen „Jüngling, mit jeder Kraft für alles, was groß ist, begabet“ (53, 1). Julius liegt die Ausbildung seines inneren Menschen am Herzen.

Sein „Hunger nach Empfindungen“ hat ihn mit Aspermonte, der zu ihm ursprünglich nur in dem Verhältnisse des Hofmannes zum Prinzen stand, Freundschaft schließen lassen. Julius' überquellendes Gefühl bedarf ja der Mitteilung, er muß jemand haben, in dem er sich spiegelt.

Durch den Verkehr mit Aspermonte kommt etwas Neues in sein Leben: Julius wird durch seinen Freund mit der Philosophie bekannt.

Es scheint, als ob Aspermonte versucht habe, dem in seinem schwärmerischen Gefühle unbestimmten, haltlosen Jünglinge einen bestimmteren Charakter aufzuprägen. Er macht ihn mit Plato (17, 2) bekannt, sucht also dem gewiß sich immer mehr steigernden Subjektivismus seines jungen Freundes ein wirksames Gegengewicht zu geben, indem er ihn gerade auf den Philosophen hinweist, dessen Bedeutung in der Setzung objektiver Werte liegt. Julius findet auch bei seiner Begabung Gefallen an philosophischer Beschäftigung und Ausbildung seines Geistes. Unsterblichkeit, Freiheit und das höchste Gut werden für ihn beliebte Gesprächsthemen (20, 14).

Auch eine mehr praktische Aufklärungsphilosophie — es ist die des 18. Jahrhunderts — hat Julius bei seinem Freunde kennen gelernt. Die Pflichten gegen das Vaterland, von denen später im Drama soviel die Rede ist, sind sicher ein Gegenstand ihrer Gespräche gewesen. Wenn ferner Julius nachher seinem Bruder Guido gegenüber Blankas Menschenrechte (15, 5) geltend macht, so ist diese Beweisführung ganz sicher eine Frucht jener Denkweise. „Menschenrechte“ war in der Periode der Aufklärung ein beliebtes Schlagwort.

Ganz der rationalistischen Auffassung von der Philosophie entspricht es auch, daß Julius sich aus den neuen philosophischen Gedanken ein System baut als eine Art Lebensplan; er will nach seinen Ideen leben (vgl. 12, 9). Dabei ist aber für seine ganze Wesensrichtung doch wieder kennzeichnend, wie es ihm nicht möglich

ist, die Grundsätze der Philosophie lediglich mittels seines Verstandes zu verarbeiten. Sein ewig reges Gefühlsleben, das sich als Kern und Grundzug seines Wesens niemals ganz ausschalten läßt, bemächtigt sich auch dieses Stoffes. Er „liest den ganzen Abend Leben und Taten großer Männer" (21, 11), an ihrem Beispiele wird alles erläutert und lebendig (21, 3). Auch bei dem Studium der Philosophie sucht und findet er also Nahrung für sein Gefühl; er begeistert sich an den Beispielen großer Männer, das Schwärmerische in ihm findet auch hier seine Betätigung.

Julius mag — begeistert von den Ideen der Philosophie — wohl manchmal etwas überschwänglich von den Ergebnissen seines philosophischen Studiums gesprochen haben. Wenigstens wirft Guido ihm vor, daß er „immer ums dritte Wort von Tugend schwatze" (77, 14). Er tut sich vielleicht hin und wieder ein wenig wichtig mit seiner philosophischen Bildung und Beschäftigung (20, 13). Daher kann sein Vater mit gewissem Rechte sagen, Julius „brüste sich mit seiner Philosophie" (69, 19).

§ 2. Julius (Fortsetzung).

So, unter dem Zügel der philosophischen Überlegung wird des Julius Gefühlsleben etwas gedämpft, sein Subjektivismus zurückgedrängt, und nur in der Freundschaft mit dem sachlichen Aspermonte findet es eine bescheidene Betätigung.

Aber es kommt bald erst recht zur Entfaltung: Julius wird von der Liebe zu Blanka gepackt. Jetzt quillt die Empfindung mächtig auf und drängt die Philosophie, die vernünftige Überlegung in mancherlei Hinsicht zurück. Blanka ist unter dem Stande des Julius — er fragt nicht danach; die Fesseln der Konvention, des gesellschaftlichen Herkommens streift er ab. Auch macht sein Bruder Guido auf das Mädchen Anspruch; ja dieser hat der Form nach sogar mehr Rechte auf Blanka als der ältere Bruder, er hat ihr eher als dieser seine Liebe erklärt: Julius denkt nicht an diesen Hinderungsgrund, sein mächtig treibendes Gefühl setzt sich darüber hinweg. Dem Gefühle nach, das ihm jetzt anfängt, alleinige Richtschnur für sein Handeln zu werden, ist er auch im Recht; denn Blanka erwidert seine Liebe, während sie dem Guido kalt gegenübersteht.

Julius genießt sein Liebesglück mit der ganzen Kraft seines empfindsamen Gemütes. Er hat mit Blanka schwärmerische Zusammenkünfte in dem Citronenwäldchen, wo er sie zum ersten Male sah

(93, 14), bei der Ankunft und beim Abschiede gibt es empfindungsvolle Tränen (43, 18). Die Liebe gibt ihnen beiden „Schmerzen und Freuden, Wirklichkeit und Träume, Leben und Atem“ (43, 9), sie macht ihnen „ihre schwersten Pflichten so leicht und legte Gewicht auf ihre leichtesten“ (43, 10); das heißt doch also, die Liebe durchzieht ihr ganzes Dasein in allen seinen Äußerungen. Und sie steigert sich von einer Zusammenkunft zur andern. Nicht nur, daß Julius die Schönheit der Blanka liebt — beider Seelen sind ganz und gar zusammengestimmt; ihre Liebe ist die Liebe, von der Julius sagt: „Der Mensch wird nur einmahl geboren, und liebt nur einmahl“ (43, 3). Die Liebe hat sie beide „zu einem Einfachen zusammengeschmolzen“ (42, 7).

Das Gefühl des Julius befindet sich in dieser Zeit der ersten ungestörten Liebe zu Blanka auf einer Höhe, wie zuvor noch niemals.

Julius' Gefühl kann sich aber in dieser hohen Spannung nicht erhalten, da dem Glücke des Julius von außen ernstliche Gefahr droht, und zwar von Seiten seines Vaters.

Der alte Fürst hat verschiedene Gründe, trennend zwischen die beiden Liebenden zu treten. Es kann ihm nicht gleichgültig sein, daß sein Sohn, der Erbprinz (71, 11) eine Verbindung mit einem Mädchen schließen will, das tief unter seinem Stande ist (29, 1). Auch glaubt er zu erkennen, daß „diese Leidenschaft in Julius jeden Trieb erstickte zu dem, was groß und wichtig ist“ (29, 2); d. h., Julius wird seinen Pflichten als Thronfolger durch seine Leidenschaft entfremdet, das Gefühl, seine Ausbreitung und Betätigung auf allen Lebensgebieten, scheint ihm die Hauptsache für sein Leben zu werden; sein Subjektivismus beginnt den Aufgaben, in die er hineingeboren ist und die er in seiner Philosophie als verbindlich anerkennt, gefährlich zu werden. Schließlich darf auch der Fürst nicht ruhig zusehen, wenn durch die Neigung seiner beiden Söhne zu demselben Mädchen ein Familienzwist entsteht, der besonders bei Guidos Charakter sehr bedenkliche Formen annehmen kann. So bringt denn der alte Fürst Blanka ins Kloster, um sie den beiden Brüdern für immer zu entziehen. Auf diese Weise kann sich auch sein Lieblingswunsch, nämlich Julius mit seiner Nichte Cäcilie vereint zu sehen, am ehesten erfüllen.

Das Verhalten des Julius bei diesem Vorgehen seines Vaters ist kennzeichnend für seinen Charakter. Er hat sich in das scheinbar Unvermeidliche ergeben und man hört nicht, daß er Anstalt gemacht

hätte, Blankas Trennung von ihm zu hindern, die doch gegen die Menschenrechte ging, wie sie Julius auffaßt. Er ist eben nicht genug Tatmensch; vielleicht sagt ihm auch noch der Verstand, daß der Vater nicht unrichtig handle. Sein Hochgefühl schlägt nun in Resignation um, es wird zur Melancholie (5, 5). Julius „irrt nächtlich im Garten und verschließt sich bei Tage", er ist wie geistesabwesend, seit Blanka im Kloster ist (29, 6). „Wie ein liebekrankes Mädchen" irrt er im Pomeranzenwalde (15, 10) — genug, er bescheidet sich und träumt nur von besseren Zeiten. Sein Subjektivismus, der Drang, durchzusetzen, was ihm sein Gefühl eingibt, ist noch nicht so stark geworden, daß er die objektiven Widerstände überwinden wollte oder könnte. Bei dieser Verzichtleistung mag Aspermonte und seine Philosophie mit ihren Vernunftgründen ein schwacher Trost gewesen sein, auch wird ihm die Liebe zu seinem Vater den Gehorsam erleichtert haben. Julius leidenschaftliches Gefühl sinkt also hier auf einen Tiefpunkt herab.

Wenn Julius nun auch äußerlich ruhig erscheint, so ist diese Ruhe eben doch nur scheinbar. Sein mächtig in Bewegung geratenes Gefühlsleben läßt sich nicht mit einem Male abdämmen, es arbeitet weiter als schwärmerische Phantasie. Die Phantasie bringt ihm noch nach einem Monate der Resignation ein Erlebnis, das sein Gefühl wieder mit einem Schlage zu leidenschaftlicher Höhe emporschnellen läßt. Julius sieht in einer Art Vision bei ungewissem Mondlichte, wie Blankas Bildnis in seinem Zimmer wirkliche Tränen vergießt (6, 1). Damit ist seine mühsam erkämpfte Standhaftigkeit geschwunden (6, 9). Das Gefühl, das er gedämpft zu haben glaubte, regt sich in tausend Formen von neuem. Von einer Empfindung wird er in die andere geschleudert, sprunghaft von der entgegengesetzten zu ihrem Gegensatze (7, 1). Nun keimen in ihm alle die Vorstellungen auf, die später im Drama eine so große Rolle spielen werden. Das Bedürfnis, zu erreichen, was sein Gefühl ihm als das Richtige bestätigt, gewinnt immer mehr an Macht in ihm. Objektive Werte fängt er an innerlich zu mißachten. Es fällt ihm ein, Blanka zu entführen (7, 7). Seine Achtung vor der strengen Regel von Religion und Kirche lockert sich. Das Mönchswesen erscheint ihm als Schwärmerei, der Nonnenstand kann Blanka nicht besser machen, als es die Religion an sich schon getan hatte (8, 9).

Der Gedanke an den Vater bringt ihn wohl auf einen Augenblick zur Vernunft (7, 9), aber das überquellende Gefühl erstickt

solche Gedanken bald. Die Vision erneuert sich in quälender Häßlichkeit, sodaß Julius sogar in Ohnmacht fällt.

Wieder kommt ihm jetzt der Gedanke, Blanka zu entführen. Religiöse Bedenken steigen nicht mehr in ihm auf, auch gerät sein philosophisches System immer mehr ins Wanken. Er wird irre an seiner Pflicht als Thronfolger. Der Konflikt zwischen den Forderungen des Staatswohles und den Bedürfnissen seines eigenen Herzens wird ihm schmerzlich klar (10, 1 ff.). Noch ist er freilich nicht fest von der Notwendigkeit überzeugt, diesen Bedürfnissen Genüge zu tun, sich selbst eben kraft seines Gefühles gegen das Objektive durchzusetzen. Wenn auch alle anderen Rücksichten für ihn nicht mehr vorhanden sind — die Rücksicht auf seinen Vater (ein Grund, der in seinem Gefühl selbst liegt) hält den keimenden Entschluß immer wieder zurück. Er meint, wenigstens bis zum Tode seines Vaters warten zu müssen (10, 13). Er kommt also zu keinem Entschlusse und versinkt, da er den Augenblick seiner gesteigerten, also zur Tat geneigten Leidenschaft verstreichen läßt, wieder in sein altes träumerisches Wesen. Er geht seinen Lieblingsgang in den Garten, vielleicht mit dem Ausmalen eines zukünftigen glücklichen Beisammenseins mit Blanka beschäftigt (10, 17), und „süß träumend" trifft ihn hier Aspermonte an.

Dem erzählt Julius sein Erlebnis, und in Erinnerung daran flackert seine Leidenschaft, die eben noch zu sanften Träumen herabgestimmt war, wieder auf. Er „taumelt von der Liebe", gleichzeitig wird er sich aber auch bewußt, „daß er taumelt" (11, 3). Er sucht Halt und Rat bei Aspermonte (11, 4), ein Zeichen seiner inneren Unsicherheit. Er befindet sich in einem Übergange. Seine Philosophie genügt ihm nicht mehr als Lebensnorm, und doch ist sein Gefühl noch nicht soweit erstarkt, daß es ihm zu einer solchen werden könnte. Aspermonte macht die Probe, wie weit Julius sich etwa schon von seinem bisherigen System entfernt habe, wie heftig schon sein Bestreben sei, ohne Rücksicht auf Pflichten sich selbst durchzusetzen. Er versichert ihn seines Beistandes, falls Julius wirklich bereit sein sollte, der Thronfolge um Blankas willen zu entsagen (11, 19). Julius entscheidet sich unbedingt für die Entsagung (12, 1). Ein Hinweis Aspermontes auf die „Pflicht für das Ganze" (12, 3) wird zurückgewiesen: „Philosophie taugt nicht für die Leidenschaften" (12, 5). Soweit ist Julius nun, daß er die Philosophie als Lebensnorm für sich als einen auf Gefühl und Leidenschaft stehenden Menschen verwirft. Er fühlt

sich aber, wie auch schon weiter oben gesagt wurde, in seinem neuen Gefühlssystem — man erlaube der Kürze wegen diesen Ausdruck — noch nicht ganz fest, sodaß Aspermonte ihn durch den Hinweis auf die Unsicherheit seines vorigen Systems, das vor einem Traume zusammenbrach, zu einem Aufschub seines Vorhabens bewegen kann. Julius will nun doch noch einen Monat warten (12, 11). Seine leidenschaftliche Bewegung endet wieder in, wenigstens vorläufiger, Resignation. Sein Gefühl befindet sich hier auf dem zweiten Tiefpunkte.

§ 3. Julius (Schluß).

Wenn sich Julius auch zum zweiten Male bescheidet, so hält er doch auf Grund seines Gefühles fest an seinem Rechte auf Blanka und an der Absicht, sie früher oder später zu besitzen. Deshalb tritt er nun trotz seiner augenblicklichen Nachgiebigkeit gegenüber seinem Bruder Guido entschieden für dies Recht ein.[1]) Das formale Recht, das Guido auf Blanka hat, lehnt er, als es zu einer Aussprache zwischen ihnen beiden kommt, offen ab (14, 3, 11). Wo das Gefühl so deutlich spricht, wie zwischen Julius und Blanka, da müssen alle anderen Ansprüche schweigen.

Der Gedanke an die nächtliche Vision läßt Julius keine Ruhe, trotz seiner Absicht, ruhig abzuwarten. Man mag sich denken, daß er sich vielleicht vorstellt, Blanka habe es schlecht im Kloster, oder sie lebe des Glaubens, Julius habe sie vergessen, da er sich nicht mehr um sie gekümmert hat; sie empfände darüber großen Schmerz, wie es ja das Nachtgesicht vorspiegelte. Diese Gedanken und Vorstellungen versetzen Julius in einen quälenden Zustand, in dem sich bei ihm der heiße Wunsch entwickelt, Blanka wieder zu sehen. Der Wunsch wird so groß in ihm, daß er sich fest entschließt, ihn in die Tat umzusetzen. Dieses Vorhaben setzt ihn in große Erregung, die begreiflich ist, da er sich hiermit in Widerspruch bringt mit dem Willen seines Vaters, der verboten hat, Julius vor seine Geliebte zu lassen (38, 3). Sein Gefühl ist aber stärker als dieser Hinderungsgrund. Erregt ist er auch deshalb aufs höchste, weil er seine Geliebte nach einer Trennung von fünf Monaten zum ersten Male wiedersehen soll. Julius beginnt jetzt — das ist der Fortschritt in der Entwickelung — zu handeln, und zwar nach seinem neuen „Gefühls-

[1]) Erster Aufzug, zweiter Auftritt.

systeme". Und je mehr Widerstände sich seinen vom Gefühle eingegebenen und gebilligten Wünschen und Bedürfnissen entgegenstellen, um so größer wird seine leidenschaftliche Erregung, um so dringender sein Streben nach Durchsetzung seines Subjektivismus.

Bezeichnend ist schon sein Auftreten: „Ich muß sie (Blanka) sehen und wenn ein Engel mit einem feurigen Schwerdte vor ihrer Zelle stünde" (37, 18). Er ist jetzt bereit, alles zu wagen. Die Scheu vor der Religion und ihren ehrwürdigen Einrichtungen, die schon in der Nacht jener Vision zu weichen anfing, ist jetzt geschwunden. „Was ist älter die Regel der Natur oder die Regel des Augustinus —" fragt er ganz im Sinne Rousseaus (38, 11). Er wird so erregt, daß er ziemlich deutlich von dem nahe bevorstehenden Ende seines Vaters spricht (38, 5), was er früher zartfühlend vermieden hat (10, 13). Ja, er droht mit der Zerstörung des Klosters (39, 3). Alles, was sich der Erreichung seiner Wünsche widersetzt, will er ohne Besinnen beseitigen, selbst mit Gewalt. Julius findet sich in sein neues System, das ja eigentlich sein ureigenstes ist, immer mehr hinein.

Sein Subjektivismus wächst umsomehr, als er einen ungeahnten Widerstand in Blanka selbst findet. Sie will das Wiedersehen, das Julius schließlich von der Äbtissin ertrotzt hat, nur dazu benutzen, ihm aufs neue, persönlich, zu entsagen (42, 3). An ihren ablehnenden Antworten steigert sich Julius' leidenschaftliche Erregung auf das Höchste. Er mahnt sie an die geschworene Treue und warnt sie vor dem Meineide (40, 19). Das Nonnengelübde kann den ihm geschworenen Eid nicht entkräften (41, 1). Ihre Liebe, eine Liebe, wie sie nur einmal im Menschenleben vorkommt (43, 3), hat sie beide zu einer Einheit zusammengeschmolzen (42, 7). Dann wieder — es ist ja seine Eigentümlichkeit, von einer Empfindung in die andere geworfen zu werden — legt sich der Sturm in seinem Inneren, und er wird weich (43, 7). Julius erinnert Blanka an die Tage ihres Glückes, und ihre Gedanken müssen dem Zuge seiner Worte folgen. Dies geringe Nachgeben spürt Julius sofort, und er wird wieder entflammt. Sogleich entsteht vor seinem Inneren das Bild einer besseren Zukunft, und er malt es sich aus, ohne auf die Einwürfe der Blanka zu hören, die immer hilfloser werden (44, 1 ff.). Er berauscht sich in seinen eigenen Worten, seine Gefühlserregung steigert sich: „— Zerreiß Deinen Schleyer Bianca — ich will den großen Streit mit dem Himmel wagen —" (45, 4). Er, der einzelne Mensch, stellt sich kraft seines nunmehr zu voller Stärke

entfalteten Gefühls in bewußten Gegensatz selbst zu den himmlischen Mächten! Er läßt seinen Worten auch gleich die Tat folgen, indem er die ohnmächtige „Braut des Himmels" an sich reißt und küßt (45, 9).

Nun, nachdem er in Blankas nachgebender Schwachheit ein neues Geständnis ihrer Liebe empfangen hat, ist er ganz fest in seinem Entschlusse, sie um jeden Preis, ohne Rücksicht auf äußere Einwürfe und Widerstände zu besitzen. Besonders hat er sich jetzt von jedem religiösen Bedenken frei gemacht.

Hiermit erreicht Julius einen neuen Höhepunkt seines Gefühles. Von vernünftigem Überlegen ist jetzt keine Rede mehr. Wie seine Leidenschaft ihn treibt, so will er handeln: man darf unter solchen Umständen nicht vernünftig reden (52, 8). Seine Vernunft ist jetzt nicht mehr die, deren er sich in philosophischen Gesprächen mit Aspermonte bediente, nicht die normale gewöhnliche Vernunft, sondern „jeder hat seine eigene Vernunft wie seinen eigenen Regenbogen"; er, Julius, hat die „Vernunft der Liebe" (55, 17). Das heißt, jeder handelt (nach des Julius nunmehr ganz vollendeter subjektivistischer Auffassung) nach den Grundsätzen und Richtlinien, die ihm am besten passen, also gefühlsmäßig im wahren Sinne des Wortes. Was man so landläufig Vernunft nennt, um die edelste geistige Fähigkeit zu bezeichnen, die den Menschen vom Tiere unterscheidet und ihn Gott näher rückt, ist auch nur ein allerdings verkümmerter und kraftloser Sproß des Gefühls (56, 3); man halte da sich lieber an das unerschöpflich im Inneren quellende und treibende Gefühl selbst und handele mit dem „Riesenschritte der Liebe — über tausend Bedenklichkeiten und Gefahren" hinwegschreitend (50, 1).

Dazu hat Julius jetzt die Kraft. Die Liebe hat sie ihm eingegeben, die mehr kann als jede andere Leidenschaft. Er will für Blanka jetzt alles tun. Er lebt im Vollgefühl der „mächtigsten Kräfte und Triebe" (51, 7 ff.). „In seinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte" (44, 9).

In solchem Zustande will er alles aufgeben, um Blanka zu erlangen. Fast leichtfertig spricht er von dem Verlassen der Heimat (52, 17). Jetzt, nachdem er sich selbst ganz gefunden hat und nur noch sich selbst durchsetzen will, macht er sich innerlich leicht von allem los, was als Pflicht an ihm hängt und ihn an der Erreichung seines Zieles hindert. Nur mit Bitterkeit kann er von den gesellschaftlichen

Einrichtungen sprechen, nach denen es Fürsten und Nonnen, und zwischen beiden eine Kluft gibt (54, 1). Der eigene Wille und die Freiheit gelten ihm jetzt viel mehr, als Gesetz und Konvention (55, 8 ff.). Dem Gefühl sind keine engen Schranken gesetzt wie der vernünftigen Überlegung von sozialen Notwendigkeiten. Darum erweitert sich ihm der Begriff „Vaterland" so, daß er ihn auf die ganze Welt ausdehnt (54, 16). Das Menschheitsgefühl ergreift ihn. Alle Menschen sind für Julius ein Volk, und in der Sprache des Gefühls verstehen sich Alle (54, 16 ff.).

Die Welt wird sein Vaterland, und was ihm sonst die Heimat war, das wird ihm jetzt die Natur. Da, wie er jetzt fühlt, „nichts mehr im Stande eines Fürsten ist, was sich für ihn schickte, von seiner heiligsten Pflicht an bis auf die goldenen Franzen an seinem Kleide" (53, 8), so will er sich in die einfache Natur begeben, wo er ganz sich selbst und seiner Liebe leben kann. Ein schlichter Bauer möchte er werden (53, 11) und im naturgemäßesten Zustande leben, dessen ein Kulturmensch fähig ist. Er „sucht ein verlorenes Leben so begierig, als die Liebe ein dunkles Myrtengebüsch" (72, 4). In der Natur kann er die einzige Möglichkeit finden, ganz als er selbst zu leben.

Darum will Julius, nachdem er sich nun auch von den Pflichten, die ihm seine Stellung als Thronfolger auferlegt, innerlich losgemacht hat, nicht mehr den Monat hindurch warten, der zwischen ihm und Aspermonte verabredet war. Er will schon am nächsten Tage mit Blanka fort (56, 8). Er will nun nicht mehr „vom Gedanken zum Entschluß und vom Entschluß zur Tat Tagereisen hinken" (50, 3).

Es gelingt Aspermonte noch einmal, den Überschwang des Gefühls in Julius, sein rücksichtsloses Draufgehen zu dämpfen; freilich nicht wie das erste Mal dadurch, daß er seine Einsicht anruft, — dazu ist Julius jetzt nicht mehr kaltblütig genug (54, 7). Aspermonte tut jetzt das, was er bei einer späteren Unterredung mit den Worten ausdrückt: „Seine Vernunft ist keine unpartheyische Richterin mehr; ich muß an sein Herz appelliren" (80, 12). Er geht also auf die umgewandelte Anschauung und Gemütsverfassung des Julius ein und sucht ihm auf dem Wege des Gefühles nahe zu kommen. Er erinnert ihn eindringlich an seinen Vater, an Schwäche, Krankheit und Tod des Bejahrten und — Julius wird wirklich schwankend, gibt schließlich nach und will noch den schon einmal festgesetzten Monat abwarten. Die Kindesliebe, auch ein Gefühl des Herzens,

hat über seine Leidenschaft für Blanka, ein Gefühl hat über das andere gesiegt (57, 18).

Mit der Ablehnung seiner bürgerlichen, Julius möchte lieber sagen: spießbürgerlichen Pflichten, d. h. schließlich jeder objektiv an ihn herantretenden Forderung, war Julius auf einen Höhepunkt subjektivistischer Anschauung und gesteigerten Selbstgefühles gelangt; ja, er hatte eigentlich den Gipfel erreicht. Nun, wo er Aspermonte noch einen Monat Wartezeit zugesteht, mindert sich dieses Hochgefühl wieder bedeutend. Gefühlsaufschwung und -niedergang folgen ja bei Julius einander wie Berg und Tal. In seiner nun gewonnenen Grundanschauung bleibt er freilich durchaus fest und sein Ziel behält er im Auge. Nur, wie gesagt — die hohe Spannung seines Gefühles ist geschwunden. Sein Gefühl ist wieder auf einem Tiefpunkte angelangt.

Innerlich ist also Julius jetzt mit sich im Klaren, nur wenn sich in seinem Gefühle selbst eine Stimme gegen seinen Subjektivismus regt, wird er noch schwankend, wie soeben bei dem Hinweis auf seinen Vater.

Ganz stumm bleibt sein Gefühl jedenfalls in der Unterredung mit Cäcilie, die jetzt nach seiner großen Aussprache mit Aspermonte folgt. Die Schönheit und die geistigen Vorzüge des Mädchens, dem er „durch Verwandtschaft und Umgang so nahe steht" (62, 7), machen auf ihn ebensowenig Eindruck wie ihre Eröffnung, daß der alte Fürst sie beide für einander bestimmt habe. Das leidenschaftliche Gefühl läßt sich eben nicht lenken, es trifft seine Wahl mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes und bleibt dabei mit der ganzen ursprünglichen Kraft des innersten und stärksten menschlichen Triebes. „Alles im Himmel und auf Erden leitet zu Blanka" (63, 13). Sie beherrscht allein des Julius Denken.

Anders ergeht es Julius, als Probleme, die er längst erledigt zu haben glaubte, ihm auf anderem Wege, eben auf dem des Gefühles wieder näher treten.

So z. B. in der großen Hofszene, wo anläßlich des fürstlichen Geburtstages ein Bauer auftritt mit einem Blumenkranze, dem Zeichen der dankbaren Liebe einer armen Bauerngemeinde, die der humanen Regierung des Fürsten einzig ihr Dasein verdankt. Dieses rührende Beispiel von Anhänglichkeit und Zutrauen, von einem schönen Verhältnis zwischen Herrscher und Volk, macht auf den Fürsten und alle anderen, besonders aber auf Julius' Herz großen Eindruck

(66, 6). Julius sieht hier Stand und Pflichten, die er sich früher philosophisch nahe gebracht hat, jetzt aber haßt, von einer neuen, idealen, gefühlsmäßigen Seite. Er fühlt jetzt deutlich, daß das, was er aufgibt, doch nicht so verächtlich ist, sondern auch für das Gefühl bedeutende Werte in sich trägt. Es geschieht hiermit ein erneuter Angriff auf sein Gemüt, sodaß er bis zu Tränen gerührt wird.

Dieser Angriff verstärkt sich noch in dem folgenden Auftritte, wo der Fürst mit seinen beiden Söhnen allein spricht. Der Alte bestürmt die Beiden mit Klagen über seinen freudlosen Lebensabend: „Ich bitte Euch lieben Kinder, laßt mich in Ruhe sterben“ (68, 2). Die peinvollen Empfindungen, die diese Worte bei Julius auslösen, flüchten sich hinter seine Erklärung, daß er an dem Zwiste unschuldig sei, daß es seiner Mäßigung zuzuschreiben sei, wenn sich nicht noch schlimmeres ereignet habe (68, 4 ff.). Obgleich also Julius weich gestimmt ist, kann doch der Vater mit den Gründen, die Julius schon gegen Aspermonte zurückgewiesen hat, jetzt nicht mehr viel ausrichten; denn diese Gründe sind philosophischer Art und wirken als solche auf Julius nicht mehr. Freilich gibt er in dieser Stimmung seinem Vater keine schroff ablehnenden Antworten. Aber die vernünftige Überlegung, daß Blanka als Nonne für die Wünsche seiner Liebe nicht mehr erreichbar sei, kann seine Trauer nicht mehr dämpfen (71, 3). Dem Vergnügen der Tarentiner sein Vergnügen aufzuopfern, in der Pflichterfüllung seines Standes gegenüber der Gesellschaft, in dem Streben nach Ruhm und Unsterblichkeit seine Lebensaufgabe zu sehen, das ist Julius bei seinen jetzigen Anschauungen nicht mehr möglich. Er würde „eine Art Schatten für ein wirkliches Gut eintauschen“ (72, 5).

Bis hierher ist Julius fest geblieben. Gründe der Vernunft wirken nicht mehr, aber diese letzten Eindrücke haben doch sein weiches Gemüt stark beeinflußt. Ihm fehlt jetzt die Schnellkraft des hochgespannten Selbstgefühles ganz und gar. Daher wird er, als sein Vater in Tränen ausbricht, zu den Worten getrieben: „ich will mich zwingen Vater einen Kampf zu kämpfen, der mir viel kosten wird“ (72, 14). Diese Äußerung meint er für den Augenblick sicher ehrlich. Ja, die Rührung der drei gequälten Menschen wird schließlich so groß, daß es zu einer plötzlichen Versöhnung kommt (73, 7). Das Gefühl der Verwandtschaft, das bei Julius schon ganz unter dem Selbstgefühl erstickt schien, kommt noch einmal zum Durchbruch.

Seine Leidenschaft weicht dem Gefühle der Liebe zum Vater. Sein subjektives Gefühl sinkt also wieder auf einen Tiefpunkt.

Julius' Selbstgefühl soll aber rasch wieder steigen, als Guido ihm den Vorschlag macht, gemeinsam auf Blanka zu verzichten. Julius kann natürlich nicht einfach um des lieben Friedens willen seiner Liebe entsagen (75, 16), die ihm „zur ersten Triebfeder seiner Natur" geworden ist (77, 5). Er würde sich damit seines eigensten Wesens begeben. Als Guido ihm nun wegen seines Verhaltens die ganze Schuld für die Beschleunigung des Todes des Vaters aufbürden will, da findet Julius sich selbst wieder, seine Weichheit schwindet, er wird wieder der Julius, der alles an die Erlangung der Geliebten setzen will.

Guidos Vorwurf, daß er geschwatzt habe, wo er hätte handeln sollen (81, 6), seine Drohungen (78, 5), die Besorgnis, daß Guido ihm bei der Entführung zuvorkommen könnte, sie bewegen Julius, nicht einen Tag mehr zu warten, sondern noch am Abend zu reisen. Aspermontes frühere und jetzt erneute Einreden lehnt er noch einmal in Bausch und Bogen ab. Er hat geradezu den Vorsatz gefaßt, über die Sache nicht weiter nachzudenken, es würde ihn doch zu keinem andern Ergebnis führen (81, 11). Er ist nun „der Lobreden auf weise Fürsten und löbliche Regenten müde" (81, 1), den Ruhm will er nicht (81, 3); die Tränen seines Vaters können seinen Entschluß nicht wankend machen (81, 12). Weder Vernunft noch Gefühl können ihn von seiner Leidenschaft abhalten. Den Entschluß zu fassen wurde ihm ja nicht leicht, aber nun er entschlossen ist, bleibt er leidenschaftlich fest dabei und gleicht hierin Guido, dem seine Entschließungen Evangelium sind.

Ein Gefühl, das ihn vorher zum Gegenteil bewegt hatte, gibt jetzt den Ausschlag: das ist seine Kindesliebe. Als er sich das vorige Mal überreden ließ, die Entführung zu verschieben, tat er das in seinen Gedanken bloß bis auf den Tod seines Vaters, eine Zeit, „in die seine Gedanken um keinen Schritt weiter vordringen sollten als seine Wünsche" (82, 5). Der Gedanke, sein Glück vom Tode seines Vaters abhängig zu machen, ist ihm unerträglich. Auch könnte er in der Verzweiflung dazu kommen, seinen Vater für den Verlust der Geliebten zur Verantwortung zu ziehen. Er „muß von hier, um seinen Vater zu ehren" (82, 1—12). So ist er auch in diesem Punkte, dem einzigen, der sein Gefühl wankend machen könnte, innerlich beruhigt; gerade eben das Gefühl selbst hat ihn gerechtfertigt.

Nun ist Julius soweit, daß ihn wirklich nichts mehr hält. Als Aspermonte einen Augenblick zu zögern scheint, sein Versprechen der Beihilfe zur Flucht zu erfüllen, ist Julius bereit, den Plan ganz allein auszuführen (83, 12). Er steht ganz auf sich selber. Das ist der Abschluß der Entwicklung des Julius, ausgehend von einer gefühlsmäßigen, triebhaften Naturanlage, zum ausgesprochenen Subjektivismus.

Einen kleinen Abstieg freilich muß Julius in seiner Stimmung noch einmal durchmachen. Ein letzter Ritt durch die heimatlichen Fluren bringt ihm noch einmal recht zum Bewußtsein, daß ihn mit seinem Vaterlande mehr als seine fürstliche Bestimmung verknüpfe.[1]) Der Begriff „Vaterland" wird jetzt ebenfalls wie der Begriff der Fürstenpflicht[2]) seinem Gefühle nahe gerückt (92, 14; 93, 7).

Als Aspermonte seine weiche Stimmung aber nochmals benutzen will, ihn umzustimmen, da bleibt Julius „wie ein Standhafter auf der Folter". Was er alles um Blanka verliert, das soll gleichsam in ihr zusammenschmelzen, in ihr will er das alles lieben (96, 11). Er hat zuletzt noch die Gruft seiner Väter besucht. Silberne Särge und verrottete Fahnen haben ihm wieder gezeigt, wie eitel das Streben nach Ruhm und Unsterblichkeit sei. Er betrachtet jetzt alles vom rein menschlichen Standpunkte aus, für ihn herrscht Gleichheit zwischen Fürst und Bettler (94, 1 ff.). Den Gedanken, daß der harte Guido der künftige Herrscher von Tarent sein werde, schüttelt er von sich ab. Er muß für sich sorgen, nicht für die Tarentiner (97, 1). Er fühlt sich so fest in seinem Entschlusse, daß er eine letzte Unterredung mit seinem Vater nicht scheut (97, 11). Freilich wird er auch hier noch einmal weich, wie bei seinem Abschiede von der Heimat, aber er bleibt doch eben fest. Sein Plan geht endgültig der Verwirklichung entgegen.

Bezeichnenderweise nimmt nicht er die Arbeiten dazu in die Hand. Er bleibt trotz seines männlichen Entschlusses immer der nicht zum Handeln geschaffene, weiche Gefühlsmensch. Aspermonte muß alle Vorbereitungen treffen. Noch in der entscheidenden Stunde ist Julius weich und gibt sich den Empfindungen hin, die die romantische Mondnacht in ihm auslöst. „Etwas bange" hört er sein „Brautlied": Nachtigallenschlag und Grillenzirpen; „eher mit dem unruhigen Erwarten einer Braut als mit dem raschen Entzücken eines Bräutigams"

[1]) Vierter Aufzug, erster Auftritt. [2]) Vgl. S. 11 letzter Absatz.

(105, 1—10). Er wartet auf Gefahr und Tumult, damit sein Mut wieder käme.

Und wirklich, als Guido ihnen plötzlich entgegentritt, im Augenblicke des Schreckens und Staunens ist Julius von überlegener Ruhe (106, 6), und so findet er den Tod vom Dolche seines zornigen Bruders.

Zusammenfassung.

Julius ist ein Mensch, dessen Veranlagung von vornherein nach der Seite des Gefühles geht. Ehe er sich dieser Grundlage seines Wesens völlig bewußt wird, sucht er sich in einem philosophischen Systeme eine Lebensnorm zu schaffen, also dem Verstande die Führung im Leben anzuvertrauen. Dabei hat er doch schon in der Freundschaft sein Gefühl sprechen lassen. Durch sein Verhältnis zu Blanka kommt aber das Gefühl zum Durchbruch. Es tritt in den Kampf mit dem philosophischen Systeme und lockert, ja beseitigt dieses. Seiner Leidenschaft treten dann edlere Gefühle in den Weg: Kindesliebe, Herrscherpflicht und Liebe zum Vaterlande. Aber auch diese Gefühle können die Leidenschaft der Liebe nicht dämpfen.

So steigert sich die Leidenschaft des Julius durch mannigfache Hemmungen hindurch zum Menschheitsgefühl, zum aufs höchste gespannten Selbstgefühl, das nur sich selbst durchsetzen will. Die Leidenschaft wird nun anstatt des philosophisch-vernünftigen Systems und anstatt edler Gefühle die alleinige Richtschnur seines Handelns. Julius kommt durch diese rein subjektive Orientierung seines Wesens in Gegensatz zur Wirklichkeit, die ihm ihre objektiven, realen Widerstände entgegenstellt. Die Hindernisse, die ihm Herkommen und Gesellschaft in der freien Entfaltung seines Gefühles in den Weg legen, wenden ihn von diesen Kreisen und ihren Pflichten, in die er hineingeboren ist, ab und der Natur und ihrer Ursprünglichkeit zu.

Er kommt aber nicht zur Verwirklichung seines Ideals; der Dichter läßt ihn bei der Ausführung seines Vorhabens zu Grunde gehen.

§ 4. Guido.

Auch der Kern von Guidos Natur ist wie bei Julius eine Leidenschaft, nämlich der Ehrgeiz. Sein Inneres wird beherrscht von der Sucht nach äußerer Anerkennung, nach Ruhm. Eine wesentliche Stütze für diese Leidenschaft findet Guido in seiner Tatkraft

und Willensstärke. Das Gefühl der Kraft, zu wollen und zu handeln, gibt Guido ein starkes Selbstbewußtsein, eine Überzeugung von dem absoluten Werte seines Innern, sodaß er genau wie sein Bruder Julius, wenn auch auf einer ganz anderen psychischen Grundlage, einer rein subjektivistischen Lebensanschauung huldigt. Er kommt schließlich zu einem aufs höchste gespannten Selbstgefühl, das sich in überempfindlichem Ehrgefühl, Ehrgeiz und Ruhmsucht äußert. Den Gipfel dieses Selbstgefühls erreicht Guido in dem übertriebenen Bestreben, seine Ehre rein zu erhalten, auf die ihm alles ankommt.

Guidos Veranlagung zeigt sich schon in der Jugend. Als Knabe will er immer im Spiele König sein; waghalsig setzt er sich Gefahren aus, um von seinen Gespielen recht bewundert zu werden (26, 7 ff.). Ganz seinen Gaben gemäß schlägt der Jüngling die kriegerische Laufbahn ein. Seine Naturanlage entwickelt sich dabei mächtig: Guido bewährt sich als tapferer Held; er strebt im Kampfe allen anderen voran (15, 1). Er kann garnicht anders; es liegt eben in seiner Natur. Der Fürst sagt bezeichnend von ihm: „er ist so geitzig nach Ruhm, daß es ihn verdrießt, daß es gleichgültige Dinge gibt die nicht schänden und nicht ehren“ (26, 13). Guido ist wild, daß er den Kriegsschauplatz verlassen muß, daß seine Freunde berühmt werden, und er nicht (22, 1).

Leute, die anders sind als er, versteht er nicht. Es ist ihm unverständlich, wie Julius vom Ruhm als von einem Schatten sprechen kann (72, 7), wie Julius „den ganzen Abend Leben und Taten liest und doch in der Nacht ruhig schläft“ (21, 11). Solche Leute empfindet Guido geradezu als Beleidigung (22, 16; 20, 11).

Anders als der Bruder verachtet er von vornherein alles philosophische, spekulative Denken. Er kann sich nicht vorstellen, daß Julius bei seiner Lektüre etwas anderes finden könne als den unmittelbaren Ansporn zu rühmlichen Taten; ihm ist unverständlich, daß Julius die „Beispiele großer Männer“ bloß ein Hilfsmittel zum spekulativen Denken sind (21, 3). Wenn es zum Handeln kommt, ist die Philosophie für ihn tot. Er lobt sich seinen schlichten Menschenverstand (17, 2 ff.). Er will Taten sehen, und nicht Philosophie und abstraktes Nachdenken darüber, wie man seine Handlungen am besten einrichten könne (20, 12; 77, 14).

Daher fällt für Guido die Philosophie, überhaupt das vernünftige Denken als Mittel, seine Leidenschaft zu mildern und einzuschränken, von vornherein weg. Darin unterscheidet er sich von Julius.

Guido braucht spekulativ erworbene Lebensnormen nicht. Er trägt das Gesetz seiner Handlungen in sich selbst. Das Gefühl gibt ihm die Überzeugung von der Richtigkeit seiner Ansichten, wie sie unmittelbar aus seinem Innern kommen. Er „fühlt, daß er Wirklichkeiten denke" (22, 11). Die festen Entschließungen, die er auf Grund dieses leidenschaftlich ehrgeizigen Gefühles faßt, sind „sein eigentliches Selbst". Mit unerschütterlicher Willenskraft hält er an diesen seinen Grundsätzen fest. Das Schicksal kann ihm wohl manches entreißen, aber es kann ihn nicht in den Grundsätzen wankend machen, die in seinem Selbstgefühle sicher gegründet sind (24, 3 ff.), die — so muß man richtiger sagen — nichts anderes als die persönlichsten Wünsche seines Ehrgeizes sind.

Mit diesem Subjektivismus, den er schon voll entwickelt ins Drama bringt, setzt sich Guido über alle Rücksichten, die ihm die Welt abfordert, hinweg.

Guido ist ebenfalls von Liebe zu Blanka ergriffen. Doch bedeutet Liebe für Guido etwas anderes als für Julius. Blanka ist schön, sie reizt vielleicht seine Sinne. Vor allem aber strebt er nach ihrem Besitze, weil Schönheit „der natürliche Preiß der Tapferkeit" ist (15, 6; 17, 17); das ist seine mehrfach betonte Überzeugung. Im Grunde „verachtet Guido die Weiber und seine Liebe ist an sich ein unbedeutendes Ding" (30, 4). Hier aber, wo die schöne Blanka eine wirksame Folie für den tapferen, männlichen Helden werden kann, hier erhebt Guido Anspruch auf ein Weib. Dieser Anspruch wird noch stärker dadurch, daß sein Ehrgeiz und sein Ehrgefühl mit im Spiele sind. Sein Ehrgeiz — denn Blanka bevorzugt einen anderen vor ihm, wendet ihr Gefühl seinem Bruder zu, den er im Vergleich mit sich für einen traurigen Kerl hält (29, 14); — sein Ehrgefühl — denn er hat Blanka öffentlich vor einer großen Versammlung seine Liebe angetragen (14, 12); würde er von ihr lassen, so würde seine Ehre dadurch, wie er meint, befleckt werden (14, 5 ff.).

Aus solchen Gründen nimmt Guido keine Rücksicht auf das natürliche Recht der Blanka, über sich selbst zu verfügen, ein Recht, das er für sich in jeder Weise in Anspruch nimmt. Auch das Anrecht seines Bruders auf Blanka, das in der Übereinstimmung der Gefühle der Beiden seine Begründung findet, macht keinen Eindruck

auf ihn, weil er solche Gefühle nicht kennt. Merkwürdigerweise begründet er sein diesen einfachsten natürlichen Forderungen entgegenstehendes Anrecht auch mit einem Naturgesetz: das Weib im tiefen Gefühle seiner Schwachheit muß von dem mutigen Manne geschützt werden (17, 19). Wo es sich um die Erreichung seiner eigenen Ziele handelt, nimmt es Guido mit der Festlegung und Wertung der Naturgesetze, deren Unerschütterlichkeit er sofort darauf betont (18, 2), nicht so genau.

Keine Rücksicht kennt Guido auch inbetreff seines Standes. Blanka ist ihm nicht ebenbürtig. Trotzdem tritt er freimütig mit dem Geständnis seiner Neigung zu ihr an die Öffentlichkeit. Guido ist gewohnt, die eigenen Wünsche allen objektiven Forderungen und Satzungen voranzustellen.

Nachdem Blanka ins Kloster gebracht worden ist, machen seine Wünsche auch vor den Klostermauern nicht Halt. Er hat den festen Entschluß gefaßt, Blanka zu seinem Weibe zu machen; deshalb ist es für ihn selbstverständlich, daß „Gewalt und Schutz der Kirche" gebrochen werden müssen (23, 1 ff.).

Stillschweigend setzt er sich auf diese Weise auch über den Willen seines Vaters hinweg, der doch eben Blanka ins Kloster brachte, um so den beiden Brüdern den Gegenstand ihres Zwistes aus dem Gesichtskreis zu rücken.

So wird die Liebe zu Blanka für Guido, wie für Julius, der Anlaß, die Naturanlage seiner Seele zu verstärken und zu entwickeln.

Gleichzeitig mit der Entfernung Blankas schickt der alte Fürst den Guido in den kandischen Krieg, fünf Monate vor Beginn des Dramas (14, 7). Aber reizbaren Ehrgefühles und selbstherrlich, wie er ist, verzichtet Guido keineswegs auf Blanka (14, 14—15, 3). Er wird aus dem Feldzuge abberufen (21, 17). Zu Hause bessern sich aber nun die Verhältnisse auch keineswegs. Beide Brüder erhalten ihre Ansprüche auf Blanka aufrecht. Zum offenen Zwiespalte kommt es freilich noch nicht, aber das Verhältnis der beiden Brüder zueinander ist dumpf, gedrückt und ungeklärt.

Guido geht daher endlich einmal offen auf diesen Punkt ein (13, 2; 14, 1). Seinem offenen männlichen Charakter sagt Verschleierung nicht zu, er will Klarheit, und wenn er nur den dumpfen Haß damit in einen offenen, unverhüllten verwandeln könnte. Er sucht eine Unterredung mit seinem Bruder (12, 15 ff.). Scharf treten in diesem Gespräche die Verschiedenheiten in den Charakteren der

beiden Brüder hervor. Julius, der zart empfindende, möchte am liebsten diesen Gegenstand gar nicht berührt wissen. Um so offener geht Guido auf ihn ein. Die vernünftigen Einwürfe des Julius übertönt er durch das Pochen auf sein Recht, er erregt sich so leidenschaftlich, daß er gegen Julius ausfallend wird und höhnische Bemerkungen macht (15, 15 ff. 16, 4 ff.), bis Julius, beleidigt, ihn stehen läßt. So ist der Zwiespalt der Brüder offen ausgebrochen.

Bei dieser Ablehnung seiner Forderung ist Guido, dessen Selbstgefühl keine Hemmung vertragen kann, in große Erregung gekommen, die sich sofort noch weiter steigert.

Er sucht in Aspermonte einen Blitzableiter für seine Laune. Nüchtern sachliche Bemerkungen des Grafen[1]) sieht er als Beleidigung an. Ohne Rücksicht auf seinen Stand (19, 1) und den Ort (das Haus seines Vaters) zwingt er Aspermonte zum Zweikampf; als dieser gestört wird, verspricht er Aspermonte, die Sache bis auf eine günstigere Gelegenheit aufheben zu wollen (19, 14). Er läßt sich also von seiner Leidenschaft geradezu zu unedlen Gedanken, wie es doch Racheabsichten sind, hinreißen.

Durch die folgende Unterredung mit seinem Oheime, dem Erzbischofe, redet er sich immer tiefer in seine Erregung hinein. Sein Leben will er für die Ausführung seines Entschlusses einsetzen (23, 4), und nichts, auch nicht die Gewalt der Kirche soll ihn an seinem Vorhaben hindern (23, 9). Guidos Selbstgefühl hat sich in den drei Unterredungen mit Julius, Aspermonte und dem Erzbischofe bis zu einem Höhepunkte gesteigert.

Ein kleiner Abstieg seiner erregten Stimmung scheint sich vorzubereiten, als er merkt, daß sie ihn alle — Julius, Aspermonte und der Erzbischof — stehen lassen „wie einen Wahnwitzigen dem man nicht durch den Sinn fahren darf damit er nicht rasend werde" (24, 1). Dieser kurze Augenblick der Besinnung auf sich selbst regt ihn aber nicht etwa zu einer prüfenden Durchsicht seiner „Grundsätze" an, sondern Guido verbohrt sich im Gegenteil in seinem Trotze, der nun erst recht wach wird, immer tiefer in sie. Er redet sich so ins Feuer, daß er bald wieder der alte ist und sagen kann: „Gehorsam beugt sich die leblose Natur unter die Hand des Helden"

---

[1]) Beachtenswert ist, daß Aspermonte dem gefühlsschäumenden Guido gegenüber gar nicht den Versuch macht, mit Vernunftgründen zu überzeugen, wie er es doch bei Julius tut.

(24, 11). In der Bewertung seiner inneren Kraft ist er also so weit gekommen, daß er ihr selbst die Naturgesetze unterstellt. Er will seine verpfändete Ehre einlösen; sie geht ihm schließlich über seine Tugend und „das brüderliche Band", d. h., er pflegt eine Sittlichkeit, die infolge ihrer subjektiven Einseitigkeit unsittlich ist. Der vermeintliche Abstieg in seiner Stimmung ist also nur ein Übergang zu einem Höhepunkte des Selbstgefühls, wie er ihn bis jetzt noch nicht erreichte. Sein einziges Bedauern, das er bei der Geschichte hat, besteht bezeichnenderweise darin, daß er bei der Überwindung des Julius nicht viel Ehre holen könne (24, 18).

§ 5. Guido (Fortsetzung).

Guido soll aber noch einmal in seinen Entschlüssen unsicher werden. Auch er wohnt mit Julius und dem ganzen Hofe der feierlichen Szene im Palaste bei, wo der Fürst erst von seinem nahen Ende spricht und dann der Bauer mit seiner Gabe erscheint. Was der Auftritt auf Guido für einen Eindruck gemacht hat, erfahren wir nicht; doch kann man wohl annehmen, daß der Vorgang auf sein nicht eigentlich böses Gemüt eine Wirkung ausübte, und daß so schon die weiche Stimmung vorbereitet wird, die dann die Unterredung des alten Fürsten mit seinen Söhnen auch bei Guido auslöst.

Der Fürst versucht noch einmal persönlich, eine Annäherung zwischen seinen Söhnen herbeizuführen. Guido ist von der Richtigkeit seines Standpunktes Julius gegenüber vollkommen überzeugt (68, 9 ff. vgl. 17, 1). Auch als er gegen den Freund seines Bruders den Degen zog, hatte er, wie er meint, ein volles Recht dazu. Julius und Aspermonte hatten seine Ehre tief verwundet (68, 17). Im Falle seines Bruders ist es ja zwar eigentlich umgekehrt; denn Guido hat ja durch seine Spottreden den Julius wirklich verletzt; aber seine Reizbarkeit hat natürlich in dem Fortgange des Julius, der ihn „wie einen Wahnwitzigen" da stehen ließ, eine Ehrenkränkung gesehen. Und was seine Ehre betrifft, wie er sie ansieht, so ist er hinsichtlich seiner Familie da ebenso konsequent wie hinsichtlich seines fürstlichen Standes (69, 4; vgl. 18, 20 ff.). Wo es sich um das Wertvollste handelt, was er an sich kennt, seine Ehre, da hat selbst die Stimme des Blutes zu schweigen. Er darf sich eben in keiner Hinsicht etwas vergeben. Und doch — als sein Vater schließlich zu weinen anfängt, da kann Guido nicht länger widerstehen; das kindliche Gefühl siegt über das starre Selbstbewußtsein und überreizte Ehrgefühl: ein edles Gefühl

wird der Leidenschaft Herr. Er umarmt den Julius, wie dieser ihn.

Seine Wildheit schließt mildere Züge in seinem Charakter nicht aus. Guido ist hart, leidenschaftlich. Aber im Grunde des Herzens hat er edle Züge: Offenheit, Kindesliebe. Er kann die Tränen des Vaters nicht ertragen (73, 12); seine ganze Seele ist „aus ihrer Fassung" (73, 15). Diese weiche Stimmung ist ihm unangenehm. Er „möchte wieder zu sich selbst kommen", er fühlt, daß er in solcher Gemütsverfassung nicht der Guido ist, der kraft seiner Grundsätze alles vermag. Am liebsten schlüge er jetzt im Schlachtgetümmel um sich, um diese unbehagliche Stimmung los zu werden, die er sich eigentlich gar nicht erklären kann. Er schämt sich dieser Stimmung, wie wenn ein Mann sich seiner Tränen schämt und sagt, es sei ihm etwas ins Auge geflogen. Er „muß wohl Fieber haben" (74, 10). Aber die Stimmung bleibt und erweicht seine sonst so starren Grundsätze. Immerhin merkt er, wie sehr sich seine Natur gegen solche Weichheit sträubt. Darum meint er: „man muß gewisse Entschlüsse in diesem Augenblick ausführen aus Furcht, sie möchten uns in dem künftigen gereuen" (74, 15).

Das Gefühl der Kindesliebe, durch die Tränen des Vaters erregt, bringt ihn zu einem Entschlusse, den er nur mit Mühe seinem überspannten Ehrgefühle, seinem Selbstgefühle abringt: er will auf Blanka verzichten. Nur freilich: seinem Ehrgeize muß dabei Genüge geschehen, wenn auch nur dadurch, daß er gegenstandslos gemacht wird. Die Brüder sollten nach seiner Meinung beide auf Blanka verzichten, dann könnte er es allenfalls über sich gewinnen, sein mit der öffentlichen Werbung um Blanka gegebenes Wort uneingelöst zu lassen (75, 2ff.). Sehr fein hat so der Dichter Guidos Ehrbegriff gekennzeichnet: er entspringt mehr dem Ehrgeize als dem Ehrgefühle; er ist im Grunde nichts als die ins Höchste gesteigerte Leidenschaft, sich überall und vor aller Augen an der ersten Stelle zu sehen, so freilich, daß ihn alle bewundern und keiner verachtet. Mit diesem Entschlusse ist die Leidenschaftlichkeit des Guido auf einem Tiefpunkte angelangt. Wenn sein Selbstgefühl auch noch Bedingungen stellt, ehe es nachgibt, so ist er doch weich gestimmt. Das edlere Gefühl (die Kindesliebe) ist zum Durchbruch gekommen.

Aber Julius kann kraft seines mächtigen Gefühls diese ungleichen Bedingungen nicht eingehen, die Guido schon als das größtmögliche Opfer erscheinen. Da verfällt dieser rasch wieder in seinen

alten Eigensinn. Er glaubt alles getan zu haben, was in seiner Macht stand, und unlogisch, d. h. zu leidenschaftlich, wie er einmal denkt, wälzt er alle Schuld an dem, was nun folgt, auf den Bruder ab (75, 17 ff.). Rasch findet er seinen alten spöttischen Ton wieder (76, 6). Allen Gründen des Julius verschließt er sich hartnäckig, ihm ist sein Gespenst von Ehre ebenso lieb, wie dem Julius seine Liebe (76, 20 ff.). Als Julius diese Ehre die „Grille einiger Toren" nennt, ist bei Guido jede weiche Regung erstickt, wilde Rücksichtslosigkeit tritt jetzt an ihre Stelle (77, 7). Das edlere Gefühl hat der alten Leidenschaftlichkeit wieder Platz machen müssen. Der vorige Tiefpunkt in seinem Subjektivismus ist vorüber. Jetzt will er selbst vor Gewalttaten nicht mehr zurückschrecken (78, 7). Julius soll die Geliebte nicht ruhig besitzen (78, 10). Guido ist wirklich überzeugt, von nun an keine Schuld mehr am weiteren Verlaufe der Dinge zu haben.

Mit diesem Bewußtsein lauert er dem Julius und seiner Schar auf, als dieser die Blanka entführen will. Er „will sie allein zerstieben, und keiner soll nachher sein Gesicht sehen ohne zu erröten, von Julius an bis auf den Knaben, der die Fackel trägt" (104, 9). Er zeigt hier wieder seinen Mut, dann aber auch seinen guten Glauben, in dem er annimmt, die andern seien die Schuldigen, müßten ein böses Gewissen haben und könnten ihm deshalb nicht widerstehen.

So tritt er denn im Bewußtsein seiner Überlegenheit dem Haufen Bewaffneter entgegen. Als ihm Aspermonte das Wort „Bandit" entgegenruft, ist es mit seiner Ruhe natürlich vorbei; er fühlt sich schwer beschimpft, er will sich auf den Schänder seiner Ehre stürzen und Rache nehmen (106, 5). Julius will ihn daran hindern und läßt ihm Hellebarden vorhalten. Das macht Guido, den schon erregten, sinnlos vor Wut und er sticht den Julius nieder.

Mit dieser Tat hat die Leidenschaft des Guido ihren höchsten Höhepunkt überhaupt erreicht.

Es ist nicht recht klar, ob Guido vor der Tat den verlarvten Julius schon, vielleicht an der Stimme und den Worten (106, 6) erkannt hat. Wenn nicht, so bedarf seine Handlungsweise kaum einer Erklärung. Diese findet sich aber auch für den Fall (und der ist als wahrscheinlicher anzunehmen), daß Guido wenigstens ahnte oder wußte, wen er vor sich hatte. Er, der sich selbst so hoch als nur irgend möglich wertet, fühlt sich dermaßen beleidigt, daß er in sinn-

loser Wut eine Tat begehen kann, die er im normalen Zustande nicht begangen hätte.[1])

Sofort nach der Tat kommt Guido die Reue (106, 14). Guido ist eben nicht ein verstockter Bösewicht, sondern ein im Kerne edler Mensch, den nur die Leidenschaft hinreißt. Die Leidenschaft wird jetzt durch das edle Gefühl der Reue verdrängt. Guido bricht schwach zusammen; schwach, weil er den Aspermonte sogleich in seinen Mörderfluch mit hineinziehen will (106, 22). Angesichts seiner rasenden Unbesonnenheit bricht eben sein Selbstgefühl nieder. Es liegt seinem Wesen verborgen ein edler Kern zu Grunde, der sich schon darin andeutete, daß Guido offen nach Klarheit in seinem Verhältnisse zu Julius strebte (13, 2), und daß er der Freude und Ruhe seines Vaters ein Opfer bringen wollte (75, 2 ff.). Dieser edle Kern kommt jetzt zur Geltung. Gefühlsmäßig durchdringt ihn das Entsetzliche des Brudermordes (106, 19). Das Schuldgefühl und die religiöse Angst vor Gott (106, 20) packen ihn. Er ist bereit, ganz die Folgen für sein Tun auf sich zu nehmen (107, 1). Es wäre ihm in dieser Verfassung, wo seine alte Kraft gebrochen ist, da edlere Gefühle, nämlich Gewissensangst und religiöse Furcht an seinem Innern rütteln, unmöglich, sich durch Selbstmord aus seiner Lage zu befreien,[2]) Sünde auf Sünde zu häufen. Das edle Gefühl bleibt stark und durchdringt sein Wesen. Aber auch das Ehrgefühl stellt sich wieder ein. Guido empfindet die Schmach des Brudermordes (121, 20). Damit keimt das Verlangen nach dem Tode in ihm auf.

Mit dem Entschlusse, seine Tat durch den Tod zu sühnen, tritt Guido vor seinen Vater. Das Leben kann ihm nun nichts mehr bieten, nachdem er eine Todsünde begangen und sich Ruhm und Ehre auf immer verscherzt, nachdem sein Selbstgefühl eine so große Beschämung erfahren hat (122, 1; 7 ff.). Er fürchtet, aus den Wohnungen der

---

[1]) Nicht also, weil Julius sein Nebenbuhler ist, sondern weil er ihn schwer in seinem Ehrgefühle und Selbstgefühle kränkt, tötet Guido den Bruder; nicht aus Eifersucht, sondern aus dem gereizten Selbstgefühle heraus. Infolgedessen hat Leisewitz die Tat sehr wohl aus dem ureigensten Charakter des Guido hervorgehen lassen, trotz O. Brahms gegenteiliger Ansicht (Arch. f. Lit.-Gesch. X, 209).

[2]) Das Guido sich nicht selbst tötet, liegt also ganz in dem edlen Kerne seines Wesens begründet und ist nicht, wie Henneberger (a. a. O. 130) meint „ein Mißgriff in der sonst so konsequenten Zeichnung und Durchführung dieses Charakters."

Seligen ausgeschlossen zu werden (122,8); er fühlt jetzt, daß „nur ein strafender Tod sein Verbrechen tilgen könne“ (122, 9). Er haßt das Leben (121, 3) und bittet daher seinen Vater um den Tod. Sein Vater soll ihn töten; denn nur so ist der Tod eine Strafe. Durch einen Selbstmord würde er die sühnende Kraft seines Todes zerstören. Nur als sein Vater zu zögern scheint, seiner Bitte zu willfahren, greift Guido selbst nach dem Dolche (121, 13), und ein zweites Mal deutet er an, er wolle den Tod auch selbst suchen, wenn sein Vater sich weigere (123, 8). Die alte Leidenschaft hat ihn noch nicht ganz verlassen, und sein Ehrgefühl verlangt nach Sühne. Guido ist erst zufrieden, als der Vater ihm den sühnenden Tod verspricht (123, 10).

Eine große Veränderung ist mit Guido vorgegangen. Er, der früher auf sich selbst fester vertraute als auf irgend etwas anderes, dem Kirche und Religion gleichgültig waren, bereitet sich jetzt mit einem Geistlichen auf sein Ende vor und hofft auf die Vergebung des Himmels (125, 13). Er fühlt sich als Sünder (126, 2), und sein letzter Wunsch, als sein Vater ihn ersticht, ist der nach Versöhnung mit seinem Bruder.

Nach dem gewaltigen Höhepunkte der Leidenschaft, wo Guido sich zum Morde hinreißen ließ, ist jetzt der tiefste Tiefpunkt erreicht. Schuldgefühl und religiöses Gefühl haben das schrankenlose Selbstgefühl eingedämmt. Freilich erst zu spät; im entscheidenden Augenblicke war die Leidenschaft über Guido Herr und riß ihn zur Begehung einer Todsünde hin.

Zusammenfassung.

Guido ist Gefühlsmensch wie Julius. Doch stellt er einen anderen Typus dar. In der Kraft ihrer Leidenschaft sind sie einander gleich, nur betätigen sie diese auf verschiedenen Gebieten. In Julius überwiegen die sympathetischen Gefühle. Das zeigt sich in seiner Freundschaft mit Aspermonte, in seiner Liebe zu Vater und Bruder, zur Natur, zu Blanka. Julius ist weich, hingebend, strebt nach Anlehnung und Ergänzung. In Guido fehlen diese Gefühle ganz; am besten veranschaulicht dies seine Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib. An ihrer Stelle hat er das Selbstgefühl im größten Maßstabe ausgebildet, das sich zum übertriebenen empfindlichen Ehrgefühle zuspitzt. Guido steht ganz auf sich selbst; seine innere Kraft, die sich in Mut und festem Willen

äußert, gibt ihm das Vertrauen zu sich selbst. Weiter glaubt er nichts zu bedürfen, um sich durchzusetzen.

Noch mehr als Julius wird Guido sein Subjektivismus zum Verhängnis. Gerade sein Ehrgefühl, an sich eine sittliche Eigenschaft von höchstem Werte, die Guido soweit er nur konnte, gepflegt, aber dabei übertrieben hat, reißt ihn zu einem Verbrechen hin. Seinem Charakter, der von vornherein auf den Ausbau seines Selbstgefühles angelegt war, fehlt etwas, was seiner Leidenschaft hätte die Wage halten können, nämlich die Überlegung der Gründe für sein Wollen und der Tragweite seiner Entschlüsse. Der Leidenschaft treten bei Guido keine Verstandeserwägungen entgegen, sondern nur edle Gefühle, wie Kindesliebe, das Gewissen, das religiöse Gefühl. Diese sind aber nicht, oder doch erst zu spät im Stande, die Leidenschaft zu dämpfen.

§ 6. Blanka.

Blanka zeigt schon von Jugend auf ihre gefühlsmäßige Veranlagung. Als kleines Kind schließt sie feste Freundschaft mit der gleichaltrigen Cäcilie; sie schwören sich unverbrüchliche Treue (59, 16—21). Durch die schwärmerische Freundschaft wurde, wenn man so sagen darf, Blankas Gefühl in steter Übung erhalten; ihr Herz „reifte für ihre unüberschwängliche Liebe" (60, 1). Neben dieser Freundschaft mag sie schon früh in der Religion ein reiches Gefühlsleben entwickelt haben. Auch Religion ist für sie Gefühl; denn die Andacht ist für sie mit „die erste Empfindung der Natur" (85, 16). Andacht versetzt sie in Entzücken (85, 15), und schon ehe sie Nonne wurde, hatte „die Flamme der Religion ihr ganzes Wesen geläutert" (8, 9). Freundschaft und Religion hegt ihre Seele; wir dürfen daraus schließen, daß es das Gefühl liebender Hingebung ist, das Blanka vorzugsweise entwickelt. Das erkennt man deutlich, als sie mit Julius bekannt wird.

Blanka entwickelt sich zu einem Mädchen von mannigfachen Vorzügen. Zu körperlicher Schönheit (15, 6) kommt ein liebenswürdiges und einnehmendes Wesen. Sie „borgte jedem Alter seine Reize ab": der Kindheit die freimütige Unschuld, der Jugend Interesse, und die Liebe machte sie mädchenhaft schüchtern. Sie ist in des Julius Augen ein „göttliches Bild" (8, 3 ff.).

Man muß annehmen, daß Cäcilie und Blanka viel zusammen waren und auch, was ja bei Cäciliens Verwandtschaftsverhältnisse zum Herrscherhause außer Zweifel steht, oft Gelegenheit hatten, am

Hofe des Fürsten zu verweilen. Dadurch kommt Blanka mit dem jungen Prinzen Julius in Berührung. Bei der Empfindlichkeit ihres Gefühls und bei ihrer Fähigkeit und Neigung, sich gleichgestimmten Menschen aufs allerengste hingebend anzuschließen (vergl. ihr Verhältnis zu Cäcilie), faßt sie eine starke Neigung zu Julius, dem gleichfalls schwärmerisch Empfindsamen. Cäcilie schürt die erwachende Liebesglut der Blanka (60, 2), die vielleicht deshalb zaghaft ist, weil sie dem Prinzen nicht ebenbürtig ist. Blanka kommt auf den Gipfel des Glückes in Julius' erstem Kusse und verlobt sich ihm damit.

Das Gefühl der Liebe verdrängt das jugendliche der Freundschaft. Die schwärmerische Art und Weise, wie die Zwei ihr erstes Liebesglück genießen, wurde schon im Lebensbilde des Julius geschildert. Auch Blanka geht ganz auf in der Liebe für Julius. Es ist eben ihre Art, daß sie ihr Gefühl ganz geben will, wenn sie es überhaupt an einen Gegenstand gibt. Ihr „ganzes Wesen war Liebe für Julius", wie dieser sagt (42, 9). Sie selbst gibt einmal zu: „Keine von diesen Weibern (gemeint sind Heilige) hat wie ich geliebt" (87, 3), oder: „Ach, sie (die Liebe) war so mein Alles" (41, 13).

Sie geht so in dem Gefühle der Liebe auf, daß es ihr sogar Maßstab und Entscheidung in metaphysischen Betrachtungen, daß es die Grundlage ihrer Weltanschauung wird. Sie „hat die Unsterblichkeit nie so stark als in Julius' Armen *gefühlt*" (85, 8). Aus dem Gefühle der Ewigkeit ihrer Liebe kommt sie zu dem Schlusse, daß ihr Geist, der Träger dieser Liebe ewig sein müsse (85, 10). Ein andermal sagt sie: „Ewigkeit ist ja die Dauer der Liebe" (87, 16).

So steht Blanka kraft ihres Gefühls auf der höchsten Höhe innern Glücks. Die Anlehnung und Ergänzung, deren Gefühlsmenschen mehr als andere bedürfen, findet sie in dem reichen Liebesverhältnis zu Julius. Außerdem vermittelt ihr das hochgespannte Gefühl Erkenntnisse, die über das Irdische hinausgehen, um die sich mancher denkende und klügelnde Kopf vergeblich bemühte, als verbürgte Wahrheit.

Durch das Eingreifen des alten Fürsten wird Blanka von dieser Höhe gestürzt. Die Gründe, warum des Julius Vater die Blanka ins Kloster sperrt, sind oben S. 4 erörtert.

Blanka ist mit freiwilliger Unterwerfung unter den Willen des Fürsten ins Kloster gegangen. Sie hat vielleicht aus Liebe für Julius verzichtet, um so ein Hindernis wegzuräumen, das zwischen

Julius und seinen Verwandten, Vater und Bruder, bestand. Im Kloster ist sie scheinbar ganz verwandelt. An Stelle der Liebe zu Julius tritt jetzt in Blankas Seele mehr das religiöse Gefühl hervor. Sie pflegt es mit Bewußtsein und aus innerer Überzeugung. Man erkennt das an dem Ernste, mit dem sie ihre religiöse Pflicht auf sich nimmt. Sie ist ganz die eifrige Nonne, die ihre einzige Aufgabe in der Erfüllung ihrer Ordensgelübde und Ordensregeln sieht (40, 17. 41, 10 ff. 42, 15. 44, 20).

Ihr Gefühl, dem der Hauptgegenstand entzogen ist, wechselt also seine Richtung. Es wendet sich vom Geliebten weg zu Gott.

Sie hat eine hohe Auffassung von ihrem Nonnengelübde (40, 20); sie will dem Himmel ihr Wort halten. Darum ist sie anfangs bei dem Zusammentreffen mit dem Geliebten genau so fest und gemessen, wie vorher die Äbtissin (40, 17). „Keinen Kirchenraub!", damit wehrt sie den auf sie zufliegenden Julius ab. Auch auf des Julius überredende Worte hin bleibt sie bei ihrer Ansicht; es ist ihr mit ihrem Gelübde ernst (41, 10 ff.). Sie hat ihre Liebe dem Himmel geopfert. Mit festem Willen sucht sie sich daher vor der Sünde des Meineides gegen Gott zu bewahren. Ihr Verhalten gegen Julius ist eine vom Dichter kunstvoll aufgebaute Steigerung. Sie entsagt ihm nochmals in aller Form in seiner Gegenwart; sie habe nur deshalb seinen Besuch angenommen (42, 3). Dann gibt sie ihm sein Bild zurück (42, 13) — daß sie es überhaupt noch hat, ist ein Zeichen, wie sehr sie ihn noch liebt. Schließlich wünscht sie Julius sogar ein anderes Weib (42, 24), sie will dann für die beiden beten. Ihre religiöse Hingebung muß so die schwerste Probe aushalten.

Julius wendet Blanka gegenüber wieder, vielleicht unbewußt, dasselbe Mittel an, wie bei der Äbtissin: er erinnert Blanka an die Tage ihres ehemaligen Glückes. Dem kann ihre gefühlvolle Seele bei aller Willenskraft nicht widerstehen. Sie wird weich gestimmt und gibt damit zu erkennen, daß trotz ihrer Entsagungsfreudigkeit doch Julius stets in ihren Gedanken gewesen ist (43, 20). Ihr Gefühl hat sich wohl dämpfen, aber nicht ersticken lassen. Mit diesem fast unfreiwilligen Geständnisse verliert Blanka ihre starke, abweisende Haltung. Ganz meisterlich schildert hier Leisewitz, wie sie fühlt, daß sie schwach und unsicher wird und nur mehr in kurzen, ängstlichen Worten um Schonung bitten kann. Wille und Liebesgefühl kämpfen heftig in ihr. Sie ist zwar weich, aber sie bemüht sich doch angstvoll, das Äußerste zu vermeiden (44, 11;

44, 20). Ja, noch im letzten brennendsten Augenblicke will sie sich nicht ergeben, sondern ruft die Äbtissin um Hilfe an und sinkt in Ohnmacht (45, 10). Der Kampf zwischen der Leidenschaft der Liebe und der Pflicht bleibt unentschieden.

Nachdem Julius sie verlassen hat, und sie wieder zu sich gekommen ist, bricht sich ihr Liebesgefühl mehr Bahn. Freilich lebt Blanka so im Bewußtsein ihres klösterlichen Standes, daß sie ihre Liebe als etwas Böses, das man fortwerfen müßte, als Sünde ansieht (46, 5). Aber gleichwohl findet sie die alte Kraft zur Entsagung nicht wieder. Sie ist wohl schmerzlich bewegt über die Umwandlung, den Rückfall, der sich in ihr vollzogen hat; aber Pflicht und Gelübde können ihr nach der Begegnung mit Julius keinen Trost und Halt mehr geben (46, 8 ff.). Die Hoffnung der Liebe keimt wieder in ihrem Herzen auf und läßt sie von nun an nicht mehr los. Es erwächst die Sehnsucht nach einem Leben außerhalb der Klostermauern. Sie phantasiert von einem stillen, einfachen, großen Glück (46, 17). Ihre gequälte Seele sucht dieses Glück genau so wie die des Julius im Verborgenen (47, 3).

Und doch läßt sie von dem Kampfe gegen die Leidenschaft der Liebe nicht ab. Immer weiter bemüht sie sich, den Geliebten aus ihrem Gedankenkreise zu entfernen und nur religiösen Vorstellungen Raum zu geben. Sie scheint aber nun am Ende ihrer Willenskraft angelangt zu sein. Sie „kann nicht weiter" (84, 9). Keine Zerstreuung kann ihr helfen, in allen Gedanken liegt Julius verborgen (87, 12). Sie bemüht sich jetzt nicht mehr wie bisher, das leidenschaftliche Gefühl zu Gunsten des anderen, die Liebe zu Gunsten des religiösen und des Pflichtgefühls zu unterdrücken, sondern sie möchte jetzt die beiden, die sich in ihr widersprechen, vereinigen (85, 3). Das leidenschaftliche Gefühl gewinnt eben ihrem Willen mehr und mehr den Boden ab.

Aber es kann sich nicht wieder zu seiner durch Julius Liebe entfachten früheren Kraft aufschwingen. Der Tod erscheint Blanka bald als das einzige, was ihrer Seele Frieden geben und den Widerstreit der Gefühle lösen könnte (85, 6). Sie ist jetzt so verzweifelt, daß sie sogar ihre hohe Meinung von der Kraft und Ewigkeit der Liebe fahren läßt (85, 13). Vorübergehend kommt es immer wieder zum Ausdruck, daß Liebe und religiöse Pflicht in ihrem Herzen kämpfen: „... sind Trähnen nicht wider unser Gelübde?" (86, 11). Die Seelenqual steigert sich. Das Ideal der Heiligen,

das einst ihre Seele erfüllte, entschwindet ihr mehr und mehr, je mehr die Liebe hervorbricht (86, 13 ff.). Umsomehr sucht sie mit Willensernst gegen ihre Liebe anzukämpfen. Sie will sich selbst zu Tode peinigen, um dem schrecklichen Zwiespalte in ihrem Innern zu entgehen (88, 19). Augustin und die Heiligen will sie in ihrer wilden Verzweiflung übertreffen (89, 1).

Das Quälende, Unbefriedigende des Nonnenstandes kommt ihr zum Bewußtsein; sie fühlt sich als Nonne schon gleichsam als Gestorbene. „... als ich noch lebte ..." — sagt sie (87, 13). Die Gelübde biegen die Natur und machen die Seele unfrei und freudeleer: „Die so gebogene Natur wird doch endlich brechen" (89, 6. 89, 10 ff.). Je mehr das alte Gefühl in ihr die Oberhand erlangt, um so deutlicher erkennt sie das Unnatürliche ihres Zustandes, wie auch schon 84, 12 ff. Das Leben ist doch etwas anderes als Nonnesein. Sie findet aber nicht die Kraft, schon jetzt ihre Seele von dem unwillkommenen Zwange frei zu machen. Sie ist des unbedenklichen Subjektivismus von Julius nicht fähig. Sie freut sich aber, daß sie nach dem Tode wieder eine freie Seele haben wird (89, 10).

Erst Julius' Tod löst den Widerspruch in Blankas Seele. Dem Toten weiht sie ihre Liebe (113, 4 ff.). Von Gott wendet sie sich ganz zu ihm (114, 6). Aber der Durchbruch ihres Liebesgefühls vollzieht sich erst, als ihr Geist sich in dem Kampfe zwischen Liebe und religiöser Pflicht aufgerieben hat: an der Bahre des Geliebten bricht der Wahnsinn aus.[1]) —

Zusammenfassung.

Blanka ist Gefühlsmensch wie Julius und Guido. Sie kennt eigentlich nur zwei Gefühle: das der Liebe und der Religion. Ihre Liebe ist aber keine heiße Leidenschaft, sondern mehr dem religiösen Gefühle verwandt: wie dieses ein volles Sichhingeben, ein Bedürfnis, in dem Andern aufzugehen. Blanka hat in höherem Grade als Julius die Fähigkeit, objektive Forderungen (Nonnengelübde usw.), die sich ihren persönlichen Wünschen entgegenstellen, zu erkennen und sie anzuerkennen. Sie hat den festen Willen, diesen Forderungen auch entgegen den subjektiven Wünschen Rechnung zu tragen und kämpft dabei in ihrem Innern einen harten Kampf zwischen Pflichtgefühl und Leidenschaft. Sie unterliegt freilich schließlich dem

[1]) Zu 118, 5 ff. vgl. Jesaja 34, 4 oder Offenbarung 6, 17, wo sich z. T. dieselben Worte finden.

Gefühle der Liebe, aber wie eine Heldin, indem sie sich selbst aufreibt. So ist auch Blanka, wie Julius, ein Beispiel für die unüberwindliche Macht des sympathetischen Gefühls der Liebe, das selbst entgegen besserer Erkenntnis und pflichtmäßigem Wollen mit der Wucht der Leidenschaft durchbricht und, wenn es auch den entgegenstehenden, von dem Gefühle religiöser Pflicht gestützten Willen nicht völlig besiegen kann, doch dann den Geist zerstört. An Blanka erkennt man die vernichtende Kraft des gehemmten Liebesgefühls.

§ 7. Die Äbtissin.

Ehe die Äbtissin ins Kloster kam, hat sie in ihrer Jugend erstes Liebesglück genossen (39, 18 u. a. and. Ort.). Sie wird von ihrem Geliebten getrennt und kommt ins Kloster. Anfangs mag sie wohl dem leidenschaftlichen Schmerze um seinen Verlust Ausdruck gegeben haben, aber allmählich wird dann ihr Liebesgefühl durch die Pflichterfüllung eingeschläfert. Sie gelangt zur Anerkennung des Objektiven in den Forderungen der Kirche und scheint ihm ziemlich gerecht geworden zu sein, sonst wäre sie nicht Äbtissin geworden. Ihr anfangs festes Auftreten dem Julius gegenüber zeigt, wie sie sich in ihre Lage hineingefunden hat (38, 7; 38, 19; 39, 6).

Und doch ist diese Fassung nur eine äußerliche, künstliche. Die Äbtissin ist jetzt neunzehn Jahre im Kloster (39, 10) und hat während der ganzen Zeit heimlich um den Geliebten geweint (39, 15). Die Hoffnung, mit ihm wieder vereinigt zu sein, ist nie in ihr gestorben (88, 10).

Darum bedarf es auch nur eines geringen Anstoßes von Julius' Seite (39, 11 ff.), und das Gefühl wird wieder so mächtig in ihr, daß es des mühsam erkämpften Pflichtbewußtseins Herr wird. Die Äbtissin läßt sich durch dies neuerwachte Gefühl zu einer Pflichtverletzung hinreißen, indem sie eine Unterredung zwischen Julius und Blanka gestattet (39, 19).

Nach der kurzen Aufwallung lenkt sie freilich wieder in das alte Gleis ein, sodaß sie Blanka auf ihre Pflicht zurückzuführen sucht (47, 8), deren Härte sie doch eben selbst erst wieder empfunden hat. Bringt es die Gelegenheit mit sich, wird ihr Gefühl wieder angeregt, so erwacht es wohl auch noch einmal aufs neue (88, 5; 88, 16).

Aber im großem und ganzen ist die Leidenschaft doch schon vom Pflichtbewußtsein zu sehr unterdrückt, als daß sie das ganze Handeln der Äbtissin bestimmen könnte. — Bis auf den oben

erwähnten Fall! Dieser ist freilich auch für uns das Wichtigste an der Gestalt der Äbtissin als eine Veranschaulichung der Macht des leidenschaftlichen Gefühls unter allen Verhältnissen.

§ 8. Der Fürst.

Der Vater des regierenden Fürsten war ein Tyrann. Seine Regierung war hart und willkürlich (65, 18), sein Tun oft unmenschlich (109, 9 ff.).

An den Vater erinnert bei dem Fürsten Konstantin eine gewisse Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, die unter Umständen auflodert, z. B. als Rachegefühl gegen Guido oder auch als leidenschaftlicher Schmerz um Julius.

Diese Seite seines Charakters ist aber gedämpft durch eine mildere: Konstantin zeigt sich in seinem Leben fast nur den sanften Regungen des Gefühles zugänglich, während die Leidenschaftlichkeit nur mehr als ererbte Anlage in ihm schlummert. Das mehr sanfte, als leidenschaftliche Wesen des Fürsten wird bestimmt durch sein gefühlvolles, empfindliches Herz, wie es seinem Bruder, dem Erzbischofe bekannt ist (119, 19).

Dieses Wesen äußert sich in der mannigfaltigsten Weise. Der Fürst ist ein Freund heiteren Lebensgenusses (100, 1). In seiner Jugend hat er das Leben rosenfarbig gesehen (33, 6). Er hat Empfindung für die Schönheit gehabt (33, 10) und ist auch im Alter noch für die Schönheit der Cäcilie empfänglich (31, 12; 102, 16). Noch jetzt im Alter macht ihm die Betrachtung der weiblichen Vollkommenheit Vergnügen (35, 1).

Auch die Liebe hat sein Herz bewegt. Er hat sie freilich nicht als heiße Leidenschaft erlebt — sein Gefühl war auch hier sanft, und es erschöpfte sich in der herzlichen Liebe zur Gattin (35, 9 ff.). Seine Liebe war immer tugendhaft (35, 17). Er selbst spricht von seiner „siebzigjährigen Tugend" (108, Anm. 5, Reihe 3). Die geschminkten und unnatürlichen „Hofweiber" haben sein Herz nicht gefesselt (103, 3), sondern nur ein Weib, das natürlich in Wesen und Sitte war (vgl. seine Vorliebe für Cäcilie). Deshalb kann er noch als Greis „mit Entzücken von der Liebe reden" (35, 16).

Dem milden Wesen Konstantins ist es selbstverständlich nicht möglich, in der rohen, selbstsüchtigen, willkürlichen Weise des Vaters die Regierung fortzusetzen. Im Gegenteil sucht er sich mit Bewußtsein von der Art seines Vaters zu scheiden. Schon von Anfang an

trägt er sich mit Entwürfen, die dem Wohle des Volkes dienen sollen (98, 5; 101, 12). Er bildete sich sein Fürstenideal sicher im Gegensatze zu seinem tyrannischen Vater.

Anders als sein Vater räumt der Fürst dem ruhigen Verstande und dem festen Willen, der sich von Grundsätzen leiten läßt, die Herrschaft über seine Gefühle und Wünsche ein. Weisheit gehört nach seiner Ansicht zu den Haupteigenschaften des Fürsten (99, 5). Das vernünftige Denken und das Handeln nach erkannten Grundsätzen ist für diese Hauptperiode seines Lebens, die vor dem Drama liegt, überhaupt bezeichnend.

In religiösen Dingen ist er demgemäß aufgeklärt;[1]) Gott, Tugend und Unsterblichkeit dürften die Hauptstücke seiner Religion sein. Er „hofft, mit ruhigem Gewissen sterben zu können" (65, 11), er hält den Selbstmord für Sünde (124, 12) und hindert aus diesem Grunde auch Guido, Hand an sich zu legen (121, 15). Er hält aber auf kirchliche Ordnung. Darum läßt er für Guido einen Beichtvater holen (120, 11); es liegt ihm daran, daß der Himmel Guido vergebe (125, 11). Das Kloster mit seiner strengen Kirchenzucht hält er für den geeigneten Ort zur Aufbewahrung Blankas (70, 1 ff.).

Wie der Fürst besorgt ist, daß in kirchlichen Dingen alles rechtmäßig zugehe, so will er überhaupt in jeder Hinsicht gerecht erscheinen. So wird er, anders als sein Vater, ein Verweser des Rechts und der Sitte. Gerecht behandelt er seine Untertanen. Er plündert sie nicht aus, wie es sein Vater getan hat, sondern läßt ihnen das ihre (65, 18). Seinem rechtlichen Sinne ist es unverständlich, wie seine Söhne noch Blankas Besitz erstreben, während sie doch ihnen durch alle Ordnung des Rechts und der Macht entzogen ist (70, 1 ff.). Der Fürst vermeidet es auf jede Weise, jemand unrecht zu tun und bittet sogar Julius wegen seiner vorigen Heftigkeit um Verzeihung (98, 1). Schließlich zwingt er auch seine Rachegedanken gegen Guido nieder und verfährt mit ihm als ein gerechter Richter und Vertreter des Rechtes des Volkes.

Seinen Fürstenberuf faßt er als ernste Pflicht auf, die ihm durch seine Geburt obliegt (71, 11). Der Fürst soll für andere ein Vorbild in edeln Taten sein (98, 16 ff.). Sein Vergnügen opfert er dem Wohlergehen seiner Untertanen (71, 11 ff.).

[1]) Vgl. 108, Anm. 5, Reihe 8: „jetzt glaub' ich Sympathie, und Wunder, und Alles—". Also hat er es bis dahin nicht getan.

Dafür hat er freilich auch das volle Bewußtsein von der Höhe des fürstlichen Standes (vgl. sein Verhalten gegen Blanka; oder auch 72, 8). Als Entgelt für seine Opfer beansprucht er den Ruhm (71, 15 ff.), aber nicht in der leidenschaftlich ehrgeizigen Weise des Guido; man hat mehr den Eindruck, als ob der Fürst den Ruhm als etwas betrachte, was selbstverständlich zur fürstlichen Stellung gehöre.

Aber Konstantins vernünftige Auffassung vom Fürstenstande, seine Liebe zum Ruhm unterdrücken sein gefühlvolles Herz nicht. Im Gegenteil, sanftes Gefühl gibt seiner Art zu herrschen eine bestimmte Färbung, die seiner Auffassung von einem glücklichen Familienleben entspricht.

„Häusliche Freuden" gehen dem Fürsten über alles. Bei der Geburt seines ersten Sohnes war er glücklich; ebenso, als er zum ersten Male das Wort „Vater" von den Lippen seines Kindes hörte (98, 22). Er hoffte dann, als die Kinder heranwuchsen, auf ein glückliches Familienleben (67, 8). Er hat seine Söhne mit Sorge und Sorgfalt erzogen, immer in Hinblick auf die Freude, die er später an ihnen erleben werde (67, 5; 67, 8). Jetzt, wo er verwitwet und alt ist, wächst sein Wunsch nach väterlichem Glücke (25, 9; 32, 6), nach einer geordneten, ruhigen Häuslichkeit zur tiefen Sehnsucht (73, 2). Das häusliche Leben eines Greises und sein Verhältnis zum Weibe malt er sich in gefühlvoller Weise aus (32, 11; 36, 7; 36, 10); wir erkennen daraus, wie sehr es ihm Bedürfnis ist, auch für sein Herz zu sorgen.

Nach diesem Ideale einer Häuslichkeit waltet Konstantin auch im Staate. Die Regierungsgeschäfte sind ihm „häusliche Freuden" (102, 4), also ganz seinem maßvoll harmonischen Wesen gemäß. Im Einklange mit seinem hausväterlichen Wesen ist der alte Fürst seinen Untertanen ein treusorgender Herr gewesen (101, 2). Er hat seine Tarentiner glücklich gemacht. In einer Regierung ohne umwälzende große Taten, aber dafür auch ohne große Fehlschläge, in einem steten Gleichmaße hat er Tarent emporgetragen (101, 6 ff.). Er hat eben als ein Landes-„Vater" regiert. Dabei ist er noch bescheiden und erkennt an, wie die Ausführung seiner Werke hinter seinen Entwürfen zurückgeblieben ist (101, 11).

Diese herzliche Fürsorge des Herrschers fühlen die Untertanen wohl heraus. Der Fürst wird von ihnen aufs Höchste verehrt. So arm sie sind, bemühen sie sich, ihm zum Geburtstage ein Zeichen

ihrer Verehrung zu geben (65, 12 ff.). Im häuslichen Kreise gestalten sie diesen Tag zu einem Feste (101, 17). Die Soldaten haben Mitleid mit seinem Unglücke; denn er ist ihnen immer „ein vortrefflicher Herr" gewesen (110, 16—17). Kurz, der Fürst, der ein Landesvater sein will, wird auch von seinen Untertanen wie ein Vater angesehen (102, 1). Er selbst empfindet gerührt diese Liebe seiner Landeskinder (65, 20; 66, 15). Das Verhältnis zwischen ihm und seinen Untertanen entspricht ganz seinem Ideal und seinem gefühlvollen Herzen.

Konstantin ist also das Muster eines aufgeklärten absoluten, aber väterlichen und liebevollen Herrschers. Er verbindet als Regent Herz und Verstand in der rechten Weise.

Nun er alt geworden ist, kommt dem Fürsten zu Bewußtsein, daß er „unmittelbar nichts mehr empfinde" (34, 1). Der Strahl der Liebe selbst ist für sein schwaches Herz zu stark (35, 18). Umsomehr sehnt er sich danach, in seinen Kindern Bild und Beispiel zu haben, an dem sein Gefühl wieder aufleben kann. In dem Widerscheine ihrer Liebe möchte er sein Herz, das immer noch so sehr der Gefühlsbetätigung bedarf, wieder erwärmen (34, 2; 36, 1).

Der Fürst könnte auf seine Söhne nicht solche Hoffnung setzen, wenn er sie nicht zärtlich liebte und ihnen nicht, wie schon oben S. 33 angedeutet, eine sorgfältige Erziehung hätte zuteil werden lassen, im Hinblick auf die Freude, die er später an ihnen erleben wollte. Er hat sich bemüht, den Söhnen seine edeln Grundsätze einzupflanzen, um die Art seines Hauses und Geschlechtes, die mit ihm eine neue Richtung einschlug, noch weiterhin zu veredeln. Er hofft, daß seine ernste, humane Gesinnung in seinen Kindern fortleben werde (111, 4); er will sich gleichsam in Julius und seinen Nachfolgern fortsetzen; denn in seinen Kindern (er spricht freilich in dieser Beziehung weniger von Guido) sieht er die Vollendung seiner unerfüllten Wünsche und Entwürfe (98, 4 ff.).

Dieser Gedanke, diese Hoffnung entwickelt sich schließlich zu einer so starken Sehnsucht, daß sie sein ganzes Leben beherrscht. Die Enttäuschung, die er dabei erleben wird, wirkt deshalb auch so bestimmend auf die Entfaltung und leidenschaftliche letzte Steigerung seines Gefühles ein; doch davon mehr an der gehörigen Stelle.

§ 9. Der Fürst (Fortsetzung und Schluß).

Die Entwickelung der Söhne nimmt nun aber nicht den Verlauf, den Konstantin wünscht. Das muß er sehr bald zu seinem

Schmerze erkennen. Er beobachtet die beiden genau und sieht in Guido die Leidenschaft des Ehrgeizes drohen (26, 7 ff.); in Julius erkennt er im Voraus die übergroße Neigung zur leidenschaftlichen Liebe (27, 4).

Der vom Fürsten befürchtete Ausbruch der Leidenschaft in seinen Söhnen erfolgt tatsächlich: Guidos Ehrgeiz und Ruhmsucht steigern sich ins Maßlose, Julius wird von der Liebe zu Blanka ganz hingenommen. Ja, noch mehr: beider Söhne Leidenschaften, Guidos Ehrgeiz und die Liebe des Julius treffen in den Ansprüchen auf Blanka gegnerisch zusammen und stehen gegeneinander „wie Riese gegen Riese" (30, 9).

Der Fürst wird durch des Julius Liebe in seinem Standes- und Herrscherbewußtsein verletzt (29, 2; vgl. 72, 8). Blanka ist unter dem Stande des Julius, und die Liebe entfremdet ihn ganz seiner Pflicht. Guidos übertriebener Ehrgeiz verletzt des Fürsten feines Gefühl für das Maß und seine hohe Meinung von verwandtschaftlichen Beziehungen (68, 21 ff.). Es kommt soweit, daß der Zwist der Söhne im fürstlichen Hause selbst den harmonischen Frieden bedroht, der dem Fürsten als das Ideal der Häuslichkeit und des Familienlebens erscheint.

Konstantin sucht einem bei der Leidenschaft seiner Söhne unausbleiblichen Unglücke zuvorkommen, indem er Guido in den Krieg schickt (14, 7) und Blanka ins Kloster bringen läßt (14, 8).

Aber der Fürst kennt die dämonische, unbezwingliche Macht der Leidenschaft doch nicht genug. Sonst würde er nicht solche Mittel anwenden, die ihn schwerlich zum Ziele bringen können[1]).

Inzwischen wird er alt — 76 Jahre (35, 15) — und fühlt auch die Last seiner Jahre (33, 5). So trägt er sich mit Abdankungsgedanken (64, 11). Er möchte seinen Lieblingsplan verwirklichen und Julius an seine Stelle setzen (64, 15; 98, 9). Die Sehnsucht nach Ruhe und häuslichem Glücke erfaßt ihn mächtig. Er möchte vor seinem Ende noch gern eine Zeit erleben, wo er „in der kühlen Dämmerung das lange Tagewerk noch einmal übersehen könnte" (64, 16).

Dazu ist aber nötig, daß in seinem Hause wirklich Ruhe herrsche. Er will deshalb vollen Frieden zwischen seinen Söhnen stiften. Sein

[1]) Wie verhältnismäßig gering der Fürst die Leidenschaft einschätzt, beweist er damit, daß er den Ehrgeiz des Guido eine Torheit nennt, die die Stimme des Blutes nicht übertäuben dürfe (69, 1).

Geburtstag scheint dem Fürsten dazu die geeignete Gelegenheit zu sein. Er läßt also zu diesem Tage Guido aus dem Kriege heimholen, nachdem dieser fünf Monate abwesend war, und trotzdem der Feldzug noch nicht zu Ende ist (21, 17). Julius lebt am Hofe.

Der Fürst sieht sich aber in seiner Hoffnung, daß durch seine vorigen Maßregeln die Verhältnisse sich zum Guten wenden würden, gänzlich getäuscht. Die Söhne haben beide den Anspruch auf Blanka nicht aufgegeben, sie stehen miteinander noch ebenso gespannt wie zuvor. Konstantin muß erkennen, daß sein Plan nicht so leicht zu verwirklichen ist, wie er sich gedacht hatte.

Diese Erkenntnis, die Aussicht auf dauernden Zwist in der Familie stimmen ihn traurig, beugen ihn (26, 2); er zweifelt jetzt daran, daß er „noch ein mahl ein glücklicher Vater werde" (25, 9). Melancholische Stimmung erfaßt ihn. Den tröstenden Einwänden des Erzbischofs vermag er keinen Glauben zu schenken (30, 3 ff).

Aber ein Mittel will er noch anwenden, um den Frieden seines Hauses wiederherzustellen. Er weiß, daß Guido Blankas Besitz lediglich aus Ehrgeiz erstrebt; ihre Person ist ihm gleichgültig. Darum will der Fürst des Julius Liebe auf einen andern Gegenstand lenken und so auch die ehrgeizige Eifersucht Guidos gegenstandslos machen (31, 6 ff.). Zu diesem Zwecke hat er sich seine Nichte Cäcilie ausersehen (31, 12).

Wieder verkennt jedoch der Fürst die gewaltige Macht der Leidenschaft, die nicht ohne weiteres einem andern, wenn auch noch so angenehmen, sanften Gefühle weicht. Er ist freilich seines Planes nicht ganz sicher (32, 6), aber seine Sehnsucht nach Frieden, und besonders seine Neigung zu Cäcilie lassen ihn die Schwierigkeiten für leichter ansehen als sie sind. Diese Vorliebe für Cäcilie ist ganz bedeutend. Sie erklärt sich daraus, daß Cäcilie seinem Menschenideal nahe steht. Ihre Schönheit hat auf ihn Eindruck gemacht (31, 16), besonders da sie mit Weisheit und Natürlichkeit verbunden ist (102, 16). Cäciliens Wesen kommt so recht seiner aus Gefühl und Verstand gemischten Anlage entgegen. Cäcilie ist sein „Abgott" (102, 13). Es scheint, als ließe der Fürst bei diesem Plane sein eigenes Gefühl, die eigenen Wünsche in einer Weise mitsprechen, die sonst seinem verständig überlegenden Sinne fern liegt. Der Wunsch ist ihm in diesem Falle der Vater des Gedankens. Konstantin ist hier nicht mehr der objektive, alle Verhältnisse ruhig abwägende Herrscher.

Zwar findet der Fürst Cäcilie für seinen Plan nicht bereit (36, 14; 37, 3 ff); aber er läßt sich durch ihre abweisende Haltung nicht beirren (37, 8).

Das Erlebnis mit dem glückwünschenden Bauern erregt das Herz des Fürsten von neuem stark (66, 15). Sein landesväterliches Gefühl quillt in ihm auf; er möchte jetzt um so mehr das harmonische Verhältnis, das zwischen ihm und seinen Untertanen herrscht, auch in seinem Hause verwirklicht finden (66, 19). Der Schmerz über das Unheil in seiner Familie, den er im Umgange mit Cäcilie und in der Hoffnung, durch sie käme eine bessere Zukunft, etwas vergessen hatte, bricht jetzt wieder hervor (67, 1 ff.; 67, 9 ff.).

Wenn man die Entwickelung des Fürsten im Ganzen überschaut, ergibt sich — offenbar will der Dichter diesen Eindruck hervorrufen — daß das Gefühlsmäßige, und zwar die sanfte Empfindungsart seiner Jugend, die sich später mit Verstand paarte, jetzt im Alter wieder mehr und mehr in den Vordergrund tritt. Seine starke Sehnsucht nach einem zufriedenen, glücklichen Lebensabend, seine fast zärtliche Neigung für die schöne und tugendhafte Cäcilie, seine Rührung beim Danke des Untertanen, die ganze melancholische Stimmung an seinem Geburtstage zeigen diese Wendung deutlich an. Mit diesem Nachgeben gegenüber dem Gefühl bereitet sich im Innern des Fürsten ganz unmerklich die Möglichkeit des späteren Ausbruches der Leidenschaft vor.

Der Herzenswunsch des Fürsten wird nicht erfüllt. Ehe noch sein Plan der Verwirklichung nahe kommt, bricht das Unglück mit der Ermordung des Julius durch Guido herein.

Dieses Ereignis macht alle seine Entwürfe und Hoffnungen zunichte (111, 4). Es entfesselt den gewaltigen Schmerz des Vaters (119, 8 ff.). Aber nicht nur Schmerz faßt ihn; sein Inneres liegt mit sich in Widerstreit (110, 8 ff.). (Was in ihm vorgeht, sehen wir später). Es gewinnt schließlich das Gefühl seiner Liebe zu Julius, das Gefühl des Schmerzes um seinen Verlust die Oberhand. Dieses Schmerzgefühl wendet sich in der leidenschaftlichsten Weise, wie wir sie bisher noch nie an dem Fürsten gesehen haben, gegen den Vernichter seines Glückes.

Der Fürst schüttelt dem toten Sohne die Hand und verspricht ihm Rache (112, 8). Er läßt sich in seinem Schmerze hinreißen, seinen Sohn Guido als die Frucht eines Ehebruches seines Weibes mit einem Buben hinzustellen (112, 10). Auch später noch, als er

sich mehr beruhigt und über Guido einen gerechten, wenn auch harten Beschluß gefaßt hat, ringt ihm der Schmerz wilde, leidenschaftliche Worte ab. Er verflucht die Stunde, in der er sein Weib zum ersten Male sah, verflucht die Hochzeitsfestlichkeiten und den Verkehr mit seinem Weibe (121, 16).

Auch den Fürsten, der bisher nur sanftes Gefühl, im übrigen Verstand und festen Willen gezeigt hat, auch ihn faßt also schließlich die Leidenschaft und stört die Harmonie seiner Seele. Die Leidenschaft bricht jetzt in einem Grade aus, der sich den leidenschaftlichsten Äußerungen Guidos an die Seite stellen kann, ja, vielleicht noch heftiger als diese ist. Freilich ist es nicht die Leidenschaft des Ehrgeizes, auch nicht die der Liebe wie bei Julius, sondern die des rasenden Schmerzes eines Menschen, der sich um das einzige Glück, das sein Herz begehrte, um den heitern Lebensabend im Schoße einer glücklichen Familie betrogen sieht. An den oben angeführten Äußerungen erkennt man, wie schwer der alte Fürst durch den Verlust seines ältesten Sohnes und überhaupt das Unglück seines Hauses getroffen ist.

Aber die Leidenschaft der Rache gewinnt nicht die Herrschaft über seine Seele. Die Rachegedanken werden von dem erwachenden Gewissen zum Schweigen gebracht. Dieses klagt jetzt ihn selbst an. Des Julius Leichnam erscheint ihm „mit fürchterlichen Geberden und fordert Blanka und sein Leben von ihm“ (120, 1). „Guidon strafe ich — und wer ließ Blanka ins Kloster bringen. —“ (124, 4), das kommt ihm jetzt zu Bewußtsein.

Einen Augenblick kommt dem Fürsten der Gedanke, sich selbst zu töten und so die Qual zu endigen (124, 6). Aber die Qual würde damit in Wirklichkeit nicht zu Ende sein, die ewigen Strafen würden ihm nicht erspart bleiben (124, 8). Auch hält er ja den Selbstmord für Sünde (124, 12).

So ringt sich aus seinem Schmerze der Entschluß los, schon jetzt seine Schuld nach Kräften zu büßen. Er will sich die ärgsten Selbstpeinigungen auferlegen, die sich seine leidenschaftlich erregte Phantasie ausdenken kann (124, 12). Trotz des Augenblickes der Selbstbesinnung kommt eben die einmal entfesselte Leidenschaft nicht wieder zur Ruhe.

Aber es siegt doch noch einmal in der Aufregung der Gefühle das Pflichtbewußtsein des Herrschers und Landesvaters: straflos darf und soll Guido nicht ausgehen. Das Vergießen des unschuldigen Blutes muß gesühnt werden, schon damit es nicht „Krieg und Pest

und alle Land Plagen herbeirufe —" (123, 10 ff.). Da aber der Fürstensohn nicht dem gewöhnlichen Gerichtshofe untersteht, so muß Fürst Konstantin selbst Richter und Vollstrecker des Urteils sein (112, 15; 120, 15). Dieser Pflicht entzieht er sich nicht.

Bei der Ausführung dieser Aufgabe ist der Fürst wieder so ziemlich in seiner früheren Verfassung. Er läßt einen Beichtvater holen, damit Guido sein Herz erleichtern kann (120, 11). Er ist also so fürsorglich wie ehedem. Das sanfte Gefühl ist noch einmal stark in ihm; denn er vergibt Guido vor dessen Ende und küßt ihn (125, 14). Dann ersticht er ihn (126, 4).

Aber mit diesem Gericht ist die Lust und Kraft des Fürsten zu tätigem Leben erschöpft. Sein Pflichtbewußtsein dem Lande gegenüber, das bisher so stark war, ist dahin. Das Geschick seiner Untertanen ist ihm nun gleichgültig, wo er doch keine Aussicht mehr hat, gleichsam in seinen Söhnen und Enkeln weiter über sie zu herrschen. Konstantin übergibt sein Fürstentum dem Könige von Neapel (126, 17 ff.), obgleich er weiß, daß seinem bisher so treu behüteten Volke eine harte Zeit bevorsteht. Der Schmerz ist jetzt als Leidenschaft so stark in ihm, daß er alles andere zurückdrängt. Er will ganz seinen schmerzlichen Gefühlen leben und ins Kartäuserkloster gehen (126, 16). Der Schmerz „hat ihn zum Kartäuser geweiht" (127, 5). Ihm muß er nachgeben.

Man sieht: der Fürst handelt hier im Grunde nicht anders als sein Sohn. Julius versenkt sich ganz in das Gefühl seiner Liebe und weist die Herrschaft von sich ohne Rücksicht auf das Wohl der Tarentiner (vgl. 96, 18 ff.); sein leidenschaftlicher Subjektivismus siegt über alle Vorstellungen von der volksbeglückenden Pflicht des Herrschers. Konstantin kommt am Schlusse seines Lebens unter der Einwirkung des leidenschaftlichen Schmerzes ebendahin.

Auch der alte Fürst verfällt also trotz seiner sanften und vernünftigen Sinnesart schließlich der Leidenschaft, freilich der Leidenschaft des Schmerzes, aber damit doch einer subjektivistischen Lebensauffassung, die er an sich selbst bisher nicht duldete und die er bei seinen Söhnen so scharf bekämpfte. Die Leidenschaft, die auch ihm angeboren ist, bricht aus der Tiefe der Seele hervor und überwältigt das gemäßigte Gefühl; die Grundsätze und das Pflichtbewußtsein vermögen sich nicht dagegen zu halten.

So ist schließlich auch der Fürst ein Beispiel für die alles niederkämpfende Macht der Leidenschaft des menschlichen Herzens.

§ 10. Aspermonte.

Aspermonte ist der Freund des Julius. Er ist wohl etwas älter als dieser, da er ihm gegenüber etwas mentorhaftes hat. Damit sein Verhältnis zu Julius frei von höfischen Rücksichten bleiben könne, hat er sich unabhängig gehalten und bezahlt insgeheim seinen Unterhalt am Hofe (11, 12). Er liebt den Julius wie ein treuer Freund. Diese Liebe ist so stark, daß sie ihm schließlich gewissermaßen zum Verhängnis wird.

Aspermonte ist in allem das Gegenteil von Julius. Er ist Verstandesmensch. Die Vernunft ist für ihn die wertvollste Kraft der Seele, sie soll alle Regungen derselben beherrschen. Das Gefühl, die Leidenschaft darf in der Seele nicht zur Macht gelangen; die Vernunft muß das Gefühl leiten. Wo ihr die Herrschaft zu entgleiten droht, muß man ihr zu Hilfe kommen (7, 12): „Ihre Schlüsse macht die Vernunft der Liebe", sagt Aspermonte vorwurfsvoll zum Prinzen (55, 15). Mit Vernunftgründen will er auch Julius von seinen Plänen abbringen.

In seinem Zustande philosophischer Ruhe nennt er des Julius Liebesleidenschaft einen Rausch (51, 5); seinen Entführungsplan bezeichnet er als romanhaft, das soll doch wohl heißen, romantisch überspannt (52, 13). In des Julius begeisterten Worten von der Kraft des Urgefühls Liebe sieht er nur eine brennende Phantasie, die ihn ängstigt (52, 6). Julius' Ansichten sind Schwärmerei (55, 14). Vater und Vaterland für ein Weib im Stiche zu lassen, erscheint ihm widersinnig, so widersinnig, daß er es noch einmal wiederholen muß, um es zu begreifen (95, 16; 96, 5).

Diesen Anschauungen gemäß richtet Aspermonte auch seine Handlungen ein. Er ist von der Impulsivität des Julius weit entfernt: seine Vernunft erscheint dem Julius als eine Vernunft der Trägheit (55, 18). Gerade aber durch diese Bemühung, seine Leidenschaften zu meistern, hat Aspermonte sich eine Überlegenheit angeeignet, die überall im Stücke hervortritt. Kraft dieser Überlegenheit kann er den Julius mitten in seiner leidenschaftlichen Erregung zu einer nüchternen, moralischen Untersuchung auffordern (54, 5). Dank dieser Überlegenheit beherrscht er sich, als Guido an ihm einen Blitzableiter für seinen Zorn sucht.[1])

Aspermontes Überzeugungen beruhen auf dem Verstande. Er

[1]) Erster Aufzug, dritter Auftritt.

hat spekuliert und er spekuliert gern. Die größere Ruhe des Temperaments hat ihn objektiv gemacht.

So ist auch seine Philosophie auf das Objektive gerichtet. Darum ist Plato Aspermontes Lieblingsphilosoph. Als ein Philosoph im Stile der Aufklärung des 18. Jahrhunderts sucht er die Philosophie besonders als Ethik praktisch nutzbar zu machen, indem er die jedem Menschen innewohnende Leidenschaft der vernünftigen Überlegung unterstellt und dem Pflichtbegriff eine herrschende Stellung in seiner Ethik einräumt.[1])

Trotz dieser Unterdrückung von Gefühl und Leidenschaft ist aber Aspermonte die Fähigkeit zu fühlen, besonders sympathetisch zu fühlen, nicht verloren gegangen.

Aspermonte hat ein weiches, mitfühlendes Herz für seinen Freund (8, 1). Er ist zartfühlend und bedauert, Julius in seinen Träumen gestört zu haben (11, 1). Er kann den Anblick des ahnungslosen Vaters nicht ertragen (97, 15). Ja, er hat sogar poetische Empfindung: „wie schön der Mond scheint", sagt er (104, 17), und das Schlagen der Nachtigall und Zirpen der Grille nennt er das Brautlied des Julius (105, 3). Er kennt auch den Zustand menschlicher Schwäche, beklemmender Angst und drückender Sorge, wo es ist, als ob eine schwere Last auf der Seele läge (6, 15).

Besonders äußert sich aber Aspermontes sympathetisches Gefühl eben in seinem Freundschaftsverhältnisse zu Julius. Diesen hat er in seine Gedanken eingeführt und seine leidenschaftlich gefühlvolle Anlage stark im Sinne seiner verstandesmäßig objektiven Weltanschauung beeinflußt.

Aber die Liebe zu Blanka entfesselt des Julius Natur zu immer stärkerer Leidenschaft und droht, ihn Aspermonte und seinen Grundsätzen abwendig zu machen.

Aspermonte versucht, auf Julius von seinem Standpunkte aus einzuwirken und dessen sich entwickelnden Subjektivismus Einhalt zu tun. Die Vernunftgründe, die er Julius entgegen hält, beruhen, seinen Anschauungen gemäß, hauptsächlich auf dem Gedanken der sittlichen Verpflichtung den objektiven Forderungen gegenüber.

Er hat freilich dem Julius zugesagt, mit ihm gehen zu wollen, wenn er sich eben seines Fürstenstandes entledige (11, 20); er würde nämlich dann seinen Freund ganz, nur als Menschen besitzen. Aber

[1]) Die Philosophie des Aspermonte entspricht der im Lebensbilde des Julius ausführlicher geschilderten (s. oben S. 2).

als er sieht, daß Julius auf diesen Vorschlag eingeht, den er doch nur mehr versuchsweise gemacht hat, tritt er doch wieder sofort zurück. Sein strenges Pflichtgefühl kann sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen. Die „Pflicht für das Ganze“ (12, 3) hält er dem Julius entgegen. Diese Pflicht stellt er dem Freunde immer wieder vor Augen. Er mahnt den Julius daran, seine ihm so reichlich verliehenen schönen Gaben pflichtbewußt auszunutzen. Er hält die Kräfte des Julius für zu gut und zu wertvoll, als daß man sie mit einem Liebesliedchen einschläfern sollte (53, 1). Er rechnet ihm vor, mit was für Vorzügen er ausgestattet sei, und daß er dafür Gegenleistungen schulde. „Die Menschen sind nicht da, um nebeneinander zu grasen“ (53, 18—25). Wenn Julius ihm erzählt, daß Fürstentum nur Flitter ist, daß die Fürsten auch nur arme, schwache, sterbliche Menschen sind, so sieht Aspermonte doch tiefer, er erkennt hinter dem Flitterkram das Echte und Wertvolle des Fürstenstandes (95, 14).

Einmal stellt er einen Vergleich an zwischen seiner Philosophie und der des Julius, die sich ja bekanntlich seit dem Beginne des Stückes nicht mehr auf die Vernunft, sondern auf das Gefühl gründet. „Meine Behauptung“, sagt er, „wischt mehr Thränen ab als die Deinige“ (54, 12); das heißt doch, seine Philosophie ist sittlicher, weil sie auch an andere denkt und nicht bloß in gewissem Sinne selbstsüchtig auf die eigenen Wünsche Rücksicht nimmt. Seine Philosophie ist eben eine Philosophie der Pflicht. Auch diese Pflichterfüllung hat ihr Angenehmes: die Begründung der Glückseligkeit vieler Tausender schafft sicher ein Gefühl der Befriedigung (95, 12).

Aber Aspermonte hat mit Vernunftgründen bei Julius keinen dauernden Erfolg. So sucht er denn, der veränderten Anschauung des Julius entsprechend, in dessen Gefühl selbst Bedenken gegen den Entführungsplan hervorzurufen, indem er ihn an seinen Vater erinnert (56, 19 ff.).

Als aber auch die Anrufung des Gefühls nur vorübergehend hilft, und sich Julius wiederum wie schon früher (10, 4; 11, 6) beklagt, er habe keinen Freund (83, 10), da siegt in Aspermonte die Freundestreue über alle Grundsätze. *Das Gefühl, das Mitgefühl mit dem leidenden Freunde wird stärker als alle Vernunftgründe, die zur Pflichterfüllung rufen.* Er geht mit Julius (83, 13).

Den Versuch, den er nun noch macht, Julius zum Bleiben zu bewegen, macht er nicht mehr aus dem Pflichtbewußtsein heraus,

das ihn als den Ältern auffordert, den jüngeren Freund zur Vernunft zu leiten, sondern aus dem eigenen sympathetischen Gefühle. Er erinnert Julius daran, daß nach seiner Verzichtleistung das Volk unter die harte Regierung des Guido kommen würde (96, 18). Ihn dauert das Volk. Sein Entschluß freilich steht trotz dieses letzten Versuches fest: er wird dem Freunde auf jeden Fall helfen und ihn begleiten.

Als nun der ganze Anschlag mißglückt, fühlt Aspermonte, daß er am Verlaufe der Dinge nicht ganz unschuldig ist (106, 24). Er fühlt sich in gewisser Weise für den Ausgang mit verantwortlich. Er hat ja außer seinen abratenden Worten nichts versucht, um den Prinzen in seinem Vorhaben zu hindern, das er selbst eigentlich nicht billigte. Aspermonte ist das Opfer seines Freundschaftsgefühles geworden. Um für diese Schuld zu büßen, oder wenigstens um durch eine in seinen Augen gute Tat sein Vergehen zu mildern, will er nach Ungarn in die Säbel der Ungläubigen (107, 10). —

Während Aspermonte auf der einen Seite nur als der Vertraute erscheint, mit dem Julius sich unterhalten muß, um seine Ansichten zum Ausdruck zu bringen, hat sich Leisewitz andererseits doch bemüht, ihm einen bestimmten Charakter zu geben. Er ist philosophisch angelegt, mehr Verstandes- als Gefühlsmensch und versteht, als Rationalist, die Philosophie für Lebensregeln praktisch zu nützen. Er hat seine Leidenschaften unter die Vernunft gebannt, ist aber nicht ohne Empfindung und Mitgefühl. Er versteht im rechten Augenblicke zu handeln, kurz er ist in vielen Punkten das Gegenstück und eine Ergänzung zu Julius.

Letztlich aber zeigt Leisewitz auch an ihm die Macht des Gefühls. Aspermonte soll ein Beispiel sein, wie sogar in einem nüchternen, beherrschten Menschen das Gefühl (hier das sympathetische Freundschaftsgefühl), indem es fast leidenschaftlich auftritt, die Herrschaft über die vernünftige Überlegung erlangen kann. Es kann dann genau so gefährlich wirken wie bei einem von Natur gefühlsmäßig veranlagten Menschen.

§ 11. Cäcilie.

Cäcilie, die Nichte des alten Fürsten, ist schön (31, 15; 102, 16), von jungfräulicher Bescheidenheit (32, 5; 103, 1). Sie hat glänzende Talente (48, 1). Julius, der ihr durchaus objektiv gegenübersteht, erkennt ihr „viel Reiz und viel Vollkommenheit“ zu (62, 3). Der

Fürst ist in allen Äußerungen, die er über sie tut, ganz begeistert von ihr. Cäcilie ist von anderer Natur als Blanka. Weisheit rühmt der alte Fürst an ihr, dem achtzehnjährigen Mädchen (102, 16). In allem, was sie sagt und tut, äußert sich Verstand und Willenskraft. Sie erscheint viel selbständiger als Blanka. Im Einklang damit steht ihr Drang nach Freiheit (60, 17) und eine gewisse Herbheit. Sie ist, wie Julius sich ausdrückt, „kein Mann und kein Weib" (63, 5); am Traualtare ihres Bruders war in ihren Augen nichts von „Andenken oder Ahndung der Liebe" zu sehen (48, 17).

Es fehlt Cäcilie also das Weiche, Schmachtende, Gefühlvolle der Blanka; sie ist ruhiger, verstandeskühler und willensmäßiger als jene. Aus dieser ihrer Art fließen auch Gesinnungen wie 60, 18—61, 3; 61, 5. Eben deshalb macht sie keinen besonderen Eindruck auf Julius, ihre Herbheit ist seinem empfindsamen Gefühle zu fremd.

Aber trotz dieser Eigenart liegt auch die Fähigkeit zu wärmerem Fühlen in Cäcilie. Dem Bedürfnis nach Betätigung dieses sympathetischen Gefühls entspringt ihre Freundschaft zu Blanka (59, 16).

Ihrer herben Natur entsprechend möchte sie aber ihr Gefühl in dieser Freundschaft erschöpfen. Der Gedanke an Liebe und Ehe liegt ihr fern. Vielleicht hält sie ihn auch absichtlich von sich fern und sucht in doktrinärer Weise das natürliche Gefühl von seinem wahren Ziele zurückzuhalten (47, 17; 60, 16, 17).

Dafür liegt aber in Cäciliens Freundschaft ein Zug ins Große. Als sie sieht, daß sie Blankas Gefühle mit Julius teilen muß, da arbeitet sie Blankas Neigung nicht etwa entgegen, wie man nach ihren Doktrinen erwarten sollte, sondern sie „nährt und pflegt" das Liebesgefühl der Freundin von der aufkeimenden Neigung an bis zur vollen Entfaltung (60, 2 ff.). In ihrer festen, man möchte sagen prinzipiellen Art erfüllt sie die Pflichten einer idealen Freundschaft, und ihre sympathetische Naturanlage, ihr gesteigerter Freundschaftsenthusiasmus unterstützt sie dabei. Cäcilie sucht förmlich etwas in der Nichtachtung oder wenigstens Hintanstellung ihres eigenen Gefühles.

Schließlich muß aber auch Cäcilie erleben, daß ihr ihre strenge, ja doktrinäre Haltung nichts nützt, daß sich das Gefühl nicht so einfach vom Willen meistern läßt: auch sie gerät in den Bann einer Liebe zu Julius. Mit diesem Gefühle kämpft offenbar ihre Seele. Freilich verrät sich diese Liebe, Cäciliens Wesen gemäß, dem Zuschauer nur in Andeutungen; doch lassen sich diese wohl durchschauen.

Schon als sie ahnt, weshalb der alte Fürst ihr die Vorzüge des Julius rühmt, werden ihre Antworten ganz kurz und ausweichend (36, 4 ff.); ein Zeichen, daß sie der Angelegenheit nicht so gleichgültig gegenübersteht, wie sie glauben machen möchte; sie ist bang und schamhaft. Später, als sie mit ihrer Hofdame über den Fall spricht, ist sie „den ganzen Auftritt über sehr tiefsinnig" (47, 13). Sie ist dann in Erwartung des Prinzen unruhig und ungeduldig (47, 15), sie möchte ihre Erklärung, daß sie nicht heiraten wolle, gern hinter sich haben; ihre nachher zur Schau getragene Ruhe entspricht nicht einer inneren. Auch scheint ihr nach den Worten der Portia das Entsagen doch Überwindung zu kosten. Sie nennt es geradezu Überwindung (48, 1). Cäcilie hat schließlich auf die Vorhaltungen der Portia keine eigentlichen Gegengründe, sondern sucht mit Spott über die Sache hinweg zu kommen (49, 3), zuletzt fertigt sie die Hofdame kurz ab und schließt die Unterredung (49, 9). Nachher bei ihrer Aussprache mit Julius zeigt sie deutlich Verwirrung (59, 10), und wenn sie dann zu ihm sagt: „Sie haben mir viel zu verdanken" (59, 21), weil sie nämlich in Blanka die Liebe zu Julius genährt und gepflegt hat, so klingt durch diese Worte deutlich etwas wie Entsagungsschmerz hindurch. Als sie dann endlich den Prinzen mit dem Plane seines Vaters bekannt macht (61, 11), verläßt sie schleunig darauf das Zimmer, vielleicht aus Scham, vielleicht auch, weil sie ihre Ruhe schwinden fühlt, wahrscheinlich aber aus beiden Gründen. Und, dies sei als Letztes angeführt: als sie mit Blanka an der Leiche des Julius zusammentrifft, kann sie den Anblick des Leichnams nicht aushalten (114, 14). Das ist sicher als Schmerz um den Geliebten zu deuten, ein Schmerz, dem sie im Beisein der glücklich-unglücklichen Nebenbuhlerin nicht freien Lauf lassen will.

Besonders deutlich sprechen für ihre erwachte Leidenschaft die Worte: „Ich halte Ihre Liebe für ein heiliges Feuer das jeden der es zu entweihen wagte verzehren würde" (60, 11). Diese Worte stehen eigentlich in gar keinem Zusammenhange mit dem, was sie vorher gesagt hat, sondern sie können nur auf das hindeuten, was sie ihm erst noch sagen will: daß sie auf Ehe- und Liebesglück verzichten will. Sie selbst ist diejenige, die als Entweiherin der Liebe des Julius in Betracht kommen könnte. Sie warnt sich mit diesen Worten gewissermaßen selbst.

Cäcilie sieht, daß die Liebe zwischen Blanka und Julius echt und tief ist, von beiden Seiten gleich stark; die ihrige, weil einseitig

und von Julius nicht erwidert, erscheint ihr nicht so wertvoll. Darum ist sie auch nicht als Blankas Nebenbuhlerin aufgetreten, was sie als Fürstentochter ganz gut gekonnt hätte, sondern sie hat im Gegenteil die Liebe in Blanka ganz uneigennützig und mit Selbstverleugnung genährt und gepflegt. Sie hat eben diese Liebe als ein heiliges Feuer erkannt, woneben ihr die eigene Liebe als unbedeutend erschien. Deshalb hält sie die Pflicht der Freundschaft wie einen Schild vor sich, um sich gegen ihre eigene Leidenschaft zu schützen. Sie ist entschlossen, dem Ehestande für ihre Person zu entsagen (48, 7).

Darum zieht auch Cäcilie keinen Vorteil daraus, daß der Fürst ihre Verbindung mit Julius betreibt und begünstigt. Trotz ihrer Zuneigung zu dem Oheim schlägt sie ihm seinen Lieblingswunsch ab (37, 3 ff.).

So bringt es Cäcilie freilich fertig, ihre Leidenschaft durch einen festen Willen zu beherrschen, ehe sie zum Schlimmen leitet, wie bei Guido. Ihre Veranlagung und ihr Temperament hält die Leidenschaft nieder. Ob aber Cäcilie der einmal erwachten Leidenschaft dauernd Herr geblieben wäre? Wir können es nicht wissen; denn Julius' Tod schneidet jede weitere Entwicklung ab. Der Dichter führt die Neigung nicht zur Höhe.

Sicher will aber Leisewitz mit der Gestalt der Cäcilie darstellen, wie auch in einer Seele von Besonnenheit und starken Grundsätzen das leidenschaftliche Gefühl im Keime darinnen liegt, wie es auf Anlaß zur Entwicklung wartet und wie fester Wille, Grundsätze und Überlegung allein dieses Gefühl nicht von vornherein unterdrücken oder in eine bestimmte Richtung lenken können, sondern höchstens seine stärkste Entfaltung auf unbestimmte Zeit zu hemmen vermögen.

Zusammenfassung.

§ 12. Der Gehalt des Dramas.

Die Personen des Dramas bilden, psychologisch betrachtet, eine stetig aufsteigende Reihe. Diese kann aufgestellt werden nach dem Verhältnis, in dem sich Leidenschaft, edles Gefühl, kühler Verstand und zielbewußter Wille in den dargestellten Charakteren verbinden oder bekämpfen und das Handeln der Personen bestimmen.

Nach diesem Gesichtspunkte lassen sich die auftretenden Personen noch in drei Gruppen einteilen. In die erste gehören die Charaktere,

in denen dem leidenschaftlichen Gefühle der Verstand, die sachliche Überlegung entgegentritt; bei den Personen der zweiten Gruppe stellt sich der Leidenschaft das edlere Gefühl entgegen, und in der dritten versucht erst der Verstand und danach das edle Gefühl, die Leidenschaft zu dämpfen und zu lenken.

An den verschiedengearteten Personen zeigt der Dichter, wie die Leidenschaft überall im Menschen als Keim vorhanden ist, bald als schwächere, bald als stärkere Anlage. Sie beginnt sich unter dem Einflusse der Erlebnisse (Liebe, Freundesnot, Verlust des Sohnes usw.) zu entfalten und droht die Herrschaft über die Seele an sich zu reißen und diese zum Träger eines vollkommenen Subjektivismus heranzubilden.

Gegen diese Tendenz lehnen sich in dem Menschen die vernünftige Überlegung oder die edlen, d. h. sittlichen Gefühle (besonders Kindesliebe, religiöses Gefühl und Gewissen) auf. Der Verstand gewinnt vielfach, oft lange die Oberhand (bei Cäcilie, Aspermonte und dem Fürsten); ebenso das edlere Gefühl (z. B. bei Blanka, weniger bei Guido oder Julius).

Aber die Leidenschaft ist doch immer mächtiger und reißt mindestens vorübergehend, meist aber dauernd und die ganze Persönlichkeit bestimmend die Herrschaft an sich. In solchem Falle vernichtet sie das Lebensglück oder zerstört durch die Macht ihres zwingenden Druckes den Geist.

So geraten alle Personen des Dramas mehr oder weniger in eine ablehnende Haltung gegenüber den objektiven Forderungen und gegebenen menschlichen Pflichten, wie sie vom Verstande und den edleren Gefühlen anerkannt werden.

Man betrachte von diesem Standpunkte aus die vorher ausgeführten Lebensbilder.

In Cäcilie ist das Gefühl anfangs wenig entwickelt; es verbirgt sich unter ihrer herben Eigenart und offenbart sich nur in der Freundschaft zu Blanka. Verstand und fester Wille sind Cäciliens hauptsächlichste Charaktereigenschaften. Mit der keimenden Liebe entwickelt sich aber das leidenschaftliche Gefühl; und wenn sie es auch vermöge ihres starken Willens unter die Herrschaft der vernünftigen Einsicht zwingt, so bleibt für uns doch die Frage offen, wie weit diese Leidenschaft noch gewachsen wäre, wenn ihr nicht ihr Urheber und Förderer, Julius, durch den vorzeitigen Tod entrissen wäre.

Aspermonte hat die kaum sehr starken leidenschaftlichen Regungen seines Innern dem Verstande unterworfen und führt sein Leben nach philosophischen Grundsätzen. Trotz dieser Hemmung drängt sich aber doch das leidenschaftliche Gefühl in Gestalt der hingebenden Freundschaft hervor. Es übermannt den Aspermonte schließlich ganz und reißt ihn zu einer Handlung hin, die Verstand und Philosophie nicht billigen.

Schon mehr als die beiden Vorigen ist der Fürst von vornherein nach der gefühlsmäßigen Seite veranlagt. Das Gefühl hat ihn bestimmt, nicht in der tyrannischen Art seiner Vorfahren zu regieren. Er faßt seine Aufgabe wie ein Landesvater auf und hält kraft seines edlen Gefühls und seiner Verstandesgaben die leidenschaftlich harte, ganz subjektive Art, die nach Geburt und Erziehung in ihm schlummern muß, zurück. Und doch ist er nicht so objektiv, wie er zu sein strebt. Durch eine rein subjektive Vorliebe für Cäcilie läßt er sich mit in seinem Vorgehen gegen Julius bestimmen; zu einem durchaus leidenschaftlichen Ausbruche kommt sein Gefühl als Bedürfnis nach Rache an Guido; und wenn er sich auch wieder auf seine landesväterlichen Pflichten und Grundsätze besinnt, so überwältigt ihn schließlich doch die Leidenschaft als Schmerz um den Verlust seiner Kinder und als subjektives Bedürfnis nach Sühne seines Verschuldens. Diese Leidenschaft treibt ihn zuletzt zur größten Pflichtverletzung, deren ein Fürst sich schuldig machen kann.

Ganz Gefühlsmensch ist schon die Äbtissin; nur ist das leidenschaftliche Gefühl in ihr nicht stark genug, ihr ganzes Handeln zu bestimmen. Sie steht unter dem Banne einer gewohnheitsmäßigen Pflichterfüllung, gegen die das Gefühl einen steten, aber schwachen Kampf führt. Doch bedarf es nur des geeigneten Anlasses, dies leidenschaftliche Gefühl so stark werden zu lassen, daß sie ihre Pflicht wenigstens für einen Augenblick vergißt und für kurze Zeit ganz unter dem Einfluß ihres leidenschaftlichen Gefühls handelt.

In Blanka entwickelt sich die Naturanlage des Gefühls nach zwei Seiten: als Leidenschaft und als edleres (religiöses) Gefühl. In dem Kampfe, den beide miteinander führen, siegt schließlich die Leidenschaft; doch ist ihr Gegner, das edle Gefühl, unterstützt vom Pflichtbewußtsein und von festem Willen so stark, daß in dem Kampfe Blankas Geist zerstört wird.

Guido steht von vornherein unter der Macht der Leidenschaft. Diese scheint einmal dem edlen Gefühle, das doch auch er in sich

trägt, weichen zu wollen, doch behauptet sich die Leidenschaft wieder und reißt ihn zu einer bösen Tat hin. Als danach das edle Gefühl in ihm die Oberhand gewinnt, ist es zu spät.

In Julius wird die Gefühlsanlage zunächst durch ein philosophisches System von allzu subjektiver Entfaltung zurückgehalten. Infolge des Erwachens seines Liebesgefühls und durch die Hemmungen, die dieses erfährt, entwickelt sich seine Leidenschaft. Für Julius besteht die Möglichkeit, die Wucht dieser Leidenschaft durch zweierlei Geisteskräfte zu mildern: durch den Verstand und edles Gefühl (Kindesliebe, Heimatliebe usw.). Aber weder das verstandesmäßige philosophische System noch auch das edle Gefühl sind fähig, die Leidenschaft dauernd zu beherrschen; sie bricht sich Bahn und führt Julius zum vollendeten Subjektivismus.

So steht also die Leidenschaft im Mittelpunkte der Dichtung. Das Problem gestaltete sich dem Dichter zu der Frage, welche Stelle die Leidenschaft unter den „Seelenvermögen" einnehme, oder, genauer umgrenzt, ob die menschliche Seele im Besitze von Kräften sei, die in jedem Falle eine verderbliche Entfaltung der im Menschen als Keim ruhenden Leidenschaft verhindern könnten.

Indem wir die vorhin entwickelten Gedanken zusammenfassen, kommen wir zu der Antwort, die Leisewitz gibt:

Weder verständige Überlegung, noch bewußter Wille, noch edles Gefühl können die Macht der Leidenschaft besiegen. Der Mensch ist ihr ohne wirksame Waffen rettungslos ausgeliefert. Die Leidenschaft ist, sobald sie aus irgend einem Grunde entfesselt wird, die stärkste Kraft und die Beherrscherin der menschlichen Seele.

II. Teil.

Julius von Tarent in seinen Beziehungen zur Nouvelle Héloise und zur Emilia Galotti.

§ 13. Ähnlichkeiten zwischen Julius von Tarent und der Nouvelle Héloise in Stoff und Aufbau.

In einem Briefe an seine Braut Sophie Seyler schreibt Leisewitz mit Bezug auf eine Damenbekanntschaft, die wohl von der betreffenden Dame gern zu einem tieferen Verhältnisse gestaltet worden wäre: „wenn ich aber diesen premier baiser erhalten so will ich ihn Dir so reizend beschreiben als St. Preux wie er denn auch Juliens Küßen nichts nachgeben wird, und denn so geht es immer so weiter wie in der neuen Héloise".[1] Diese Äußerung ist ein Zeichen, daß Leisewitz Rousseaus Nouvelle Héloise gelesen hat und daß sie, man beobachte das „so reizend", ihren Eindruck auf ihn so wenig als auf seine Zeitgenossen verfehlte. Gestützt und vertieft wird dieses Zeugnis noch durch die Stelle eines andern Briefes an seine Braut, wo er schreibt: „Das Kupfer von Rousseaus Grabmale ist schon eingepackt ... Es macht mir sehr viel Vergnügen, daß Dich Rousseau interessiert da er mein Lieblingsschriftsteller ist den (so!) ich Verbindlichkeiten von allerley Art habe. Du auch?".[2] Mit diesen Worten spricht Leisewitz aus, was wir auf Schritt und Tritt bestätigt finden, wenn wir seinen Julius lesen. Das Drama atmet fast auf jeder Seite Rousseauschen Geist; wie Rousseau in seiner Neuen Heloise hat Leisewitz das Problem gestellt, die gleichen Fragen, die Rousseau daneben noch streift, Freundschaft, Ehre, Zweikampf, Selbstmord berührt auch er in seinem Drama. Mit Rousseauschen Farben aus

[1]) J. A. Leisewitz' Briefe an seine Braut. Nach den Handschriften herausgegeben von H. Mack, Gesellsch. d. Bibliophilen 1906, S. 48.

[2]) Ebenda S. 51.

dem Contrat social malt er z. T. das Bild seines Fürsten. So hat gewiß ein zeitgenössischer Kritiker recht, wenn er sagt: „es (das Stück) ist voll heutiger deutscher Philosophie“.[1]) Denn der Genfer Rousseau ist ja doch der Begründer, zum mindesten der Mitbegründer dieser deutschen Philosophie der siebziger und der folgenden Jahre des 18. Jahrhunderts.[2]) Ein anderer Kritiker, in den „Erfurtischen gelehrten Zeitungen“, weist geradezu auf die Beziehungen zwischen Leisewitz und Rousseau hin. Doch ist bis jetzt noch niemand diesen Andeutungen nachgegangen.

Die enge Verbindung Leisewitzens mit Rousseau, besonders mit der Neuen Heloise, läßt sich bis in Einzelheiten stofflicher Art verfolgen; obschon natürlich nicht auf Grund dieser, sondern aus der Übereinstimmung des oben erwähnten Problems und der nebenbei abgehandelten Lebensfragen bei beiden Dichtern Leisewitz auf Rousseau zurückzuführen ist. Wir glauben aber, die Ähnlichkeit vieler Einzelheiten in der Behandlung des Stoffes und der Gestaltung der Personen hier nicht übergehen zu dürfen, als ein Zeugnis für das feste Band, das sich von Rousseau zu Leisewitz, von Rousseau zu den Dichtern des „Sturms und Dranges“ hinüberzieht.

Schon in der zweiten Vorrede zur Neuen Heloise gibt Rousseau (S. 4) eine kurze Charakteristik, die in manchen Stücken auch auf Personen aus dem Julius von Tarent paßt. Die „amie trop facile, punie enfin par son propre coeur de l'excès de son indulgence“ erkennen wir unschwer in Cäcilie wieder, die ja auch Blankas „Liebe genähret und gepfleget hat“ usw. (J. v. J. 60, 2), schließlich selbst in Liebe zu Julius entbrennt und doch entsagt wie Claire. Der „jeune homme honnête et sensible, plein de faiblesse et de beaux discours“ erscheint uns wie ein Doppelgänger des Julius, und der „vieux gentilhomme entêté de sa noblesse, sacrifiant tout à l'opinion“ hat sicher auf den alten Fürsten im Drama, wenigstens in gewissen Zügen, abgefärbt.

Stellen wir aber, ehe wir uns bei dem Vergleiche der einzelnen Personen in Einzelheiten verlieren, kurz die Ähnlichkeiten im Aufbaue der beiden Kunstwerke fest.

In beiden Werken die Liebe zwischen zwei Menschen, die nicht von gleichem Stande sind; in beiden ein Vater, der aus Standes-

---

[1]) Zugabe z. d. Gött. gel. Anz. 1776, 43. Stck. CCCXCII.

[2]) Vgl. P. Hensel, Rousseau; Leipzig 1907, S. 117.

rücksichten (neben andern Gründen) die Vereinigung der beiden Liebenden hindert; ein Freund, der hilfreiche Dienste leistet, und die Freundin in derselben Tätigkeit. In beiden Werken werden die Liebenden getrennt und fassen oder erwägen wenigstens den Plan, sich durch die Flucht allen Schwierigkeiten zu entziehen, und zwar mit Vernachlässigung notwendiger Pflichten. Weder Rousseau noch Leisewitz lassen es zu diesem Ausgange kommen; gemäß ihrer verschiedenen Auffassung des Problems und der Eigenart ihrer literarischen Form (Roman — Drama) freilich auf verschiedenen Wegen.

Eine genauere Beobachtung der Einzelzüge wird diesen Eindruck der Gemeinsamkeit in Stoff und Aufbau noch vertiefen.

St. Preux, der junge Lehrer der Julie, ist trotz seiner von Natur gefühlsmäßigen Veranlagung Philosoph (N. H. I, 7, 35). Er sucht nach Glück und Tugend; er hält sich aber fern von den „disputes des philosophes sur le bonheur et sur la vertu" (N. H. I, 12, 46). Lieber will er sich die Aufgabe stellen „de grands exemples a imiter plutôt que de vains systèmes a suivre" (N. H. I, 12, 47).

So war auch Julius zu Beginn des Dramas ein Philosoph, der aus der Philosophie seine Lebensregeln abzuleiten suchte; er hatte sich dazu ein System aufgebaut (J. v. T. 12, 9) und „erläuterte alles mit den Beispielen großer Männer". Beiden geschieht, als in ihnen das schlummernde Gefühl zu eigenem Leben erwacht, mit ihrem Systeme (denn schließlich hat ja doch auch St. Preux ein solches) das nämliche: Philosophie kann ihren Leidenschaften nicht genügen, ist dem Gefühle eben zu vernunftgemäß, bedeutet dem Julius hinsichtlich der Leidenschaften das, was „Harmonie für den Tauben" ist (J. v. T. 12, 4). Bei dem ersten Schicksalsschlage sind bei St. Preux Grundsätze und Philosophie dahin (N. H. II, 7, 186). Julius kommt durch seine Liebe dazu, sich ganz vom Gefühle der Leidenschaft leiten zu lassen, St. Preux ist durch seinen Verkehr mit den beiden Mädchen von der Philosophie und der Vernunft zur Empfindung gekommen, die „den Mann doch leitet, wenn ihn auch die Vernunft erst zum Manne macht" (N. H. III, 7, 289). Er wendet sich bewußt von der Philosophie ab, die den Leidenschaften nicht Stand hält; „... ah, ne me parlez plus de la philosophie: je méprise ce trompeur étalage qui ne consiste qu'en vains discours, ce fantôme qui n'est qu'un ombre qui nous excite à menacer de loin les passions et nous laisse comme un faux brave à leur approche (N. H.

II, 10, 195). St. Preux verachtet nun la philosophie de ne pouvoir pas même autant sur l'âme qu'une suite d'objects inanimés (er meint Natureindrücke) (N. H. I, 23, 64). Auch ihm hat die Philosophie keine Beruhigung seiner Leidenschaften gebracht; er fand aber Ruhe im Anschauen der großen Alpennatur, also im Naturgefühl. Ganz ähnlich lehnt auch der savoyische Vikar die Philosophie zu Gunsten des Gefühls ab. Man vergleiche hierzu Stellen wie: E. IV, 316, 320, 324, 328.

Außer in ihrer Liebesleidenschaft berührt sich das Gefühl von St. Preux und von Julius noch in einem anderen Punkte, in der Liebe zur Heimat. St. Preux ist ganz hingerissen, als er nach langer Abwesenheit sein Alpenland wiedersieht, er empfindet tief seine Zusammengehörigkeit mit der Heimat (N. H. I, 23). Auch Julius fühlt, wie sehr er eigentlich mit der Heimat verwachsen ist; „Ihr Freuden der Rückkunft, bestes Produkt des mütterlichen Landes, ich werde für euch tot sein!" (J. v. T. 90, 15), sagt er, als er von seiner Heimat Abschied genommen hat.

In beiden Werken wird durch die Väter anfänglich ein ähnlicher Verlauf der Dinge eingeleitet. Sie sind beide ehrenwerte, durchaus nicht unsympathische Leute, die jedoch an ihrem Standesvorurteil festhalten, ohne zu bedenken, daß manches anders und besser sein könnte. Die Dichter suchen diese Starrheit dadurch ein wenig zu mildern, daß sie ihnen einen inneren, wenn auch nicht ausreichenden Beweggrund beilegen: der alte Herr von Etange hat sein Ehrenwort betreffs der Heirat seiner Tochter gegeben, der alte Fürst will der Zwietracht in seinem Hause vorbeugen und verhüten, daß Julius durch die Liebe seiner Pflicht entfremdet wird. Beide Väter machen ferner den Versuch, die Mißheirat zu hintertreiben, indem sie eine Standesheirat planen und die dazu nötigen Personen auch zur Stelle haben.

Beide Jünglinge kämpfen den Kampf um die Geliebte nicht allein. Sie sind ihm bei ihrer Art, mehr zu empfinden als zu handeln, nicht gewachsen. Ertragen sie doch z. B. die Trennung von der Geliebten nur klagend und untätig. Beide beschäftigen sich in ihrer Einsamkeit damit, in angenehmen Vorstellungen bei der Geliebten zu weilen (N. H. I, 26, 76; J. v. T. 10). Sie werden in dem erwähnten Kampfe wirksam von ihren Mädchen unterstützt, die beide eine größere Charakter- und Willensfestigkeit haben. Während St. Preux sehr leicht an dem endlichen Zustandekommen einer Vereinigung mit Julie zweifelt und auf die verschiedensten Gedanken

und Pläne verfällt, bleibt Julie immer zielbewußt, ja, sie nimmt die Leitung des gemeinsamen Geschickes in die Hand: „Je voudrais que vous pussiez sentir, combien il est important pour tous deux, que vous vous en remettiez à moi du soin de notre destin commun“ (N. H. I, 11, 43). Und ein anderes Mal sagt Julie: „Je vous laisse à décider de quel côté sont les plus tendres soins“ (N. H. I, 20, 58), oder: „Laisse-moi donc les soucis de l'amour et n'en garde que les plaisirs“ (N. H. I, 49, 118). Julie ist auch insofern die besonnenere, als sie ein Allzustürmischwerden der Leidenschaft zu hindern sucht; ihr Kummer, sagt sie einmal nach ihrem Fehltritte, „est bien moins d'avoir donné trop à l'amour, que de l'avoir privé de son plus grand charme“ (N. H. I, 32, 86); oder in einer Stelle zu St. Preux: „tes désirs vaincus seront la source de ton bonheur“ (N. H. I, 4, 30). Sie beruhigt also immer und drängt nach der ideellen Seite des Liebesverhältnisses hin.

Freilich bricht trotz der Zurückhaltung, deren sie sich befleißigt, die Freude an Liebesglück und Liebesgenuß immer wieder hervor, z. B. N. H. I, 35, anläßlich eines Soupers bei ihrer Freundin Claire, wo sie St. Preux einen Kuß — und mehr noch I, 36 bei der Reise ihrer Eltern, wo sie ihm ein Stelldichein in einer einsamen Sennhütte verspricht; ja sogar, als sie schon verheiratet ist, droht sie in ihre alte Liebe zurückzufallen (N. H. IV, 17).

Ganz ähnlich Blanka. Auch sie bietet alle Kraft auf, die ruhigere, besonnenere zu sein, wie es sich besonders in ihrer Szene mit Julius zeigt. Sie ist ganz von der Heiligkeit ihres Nonnenstandes überzeugt; im frommen Gebet sucht sie, wie später die verheiratete Julie ihre Kraft. Sie zeigt sich nicht im mindesten entgegenkommend gegen den bittenden Julius, vielmehr abweisend in einem sich immer mehr steigerndem Maße. Man weiß nicht, welche Gründe sie bestimmt haben, zu entsagen und den Schleier zu nehmen, — jedenfalls bietet sie jetzt aber alles auf, die Leidenschaft des Julius zu dämpfen und ihn seiner Bestimmung zu erhalten. Und doch kann auch sie dem übermächtigen Gefühle nicht standhalten, — am Schlusse der Unterredung bricht sie ohnmächtig zusammen, und später beschäftigt sich ihre Phantasie, die sie den heiligen Gedanken mühsam für immer gewonnen zu haben glaubte, nur noch mit Julius (J. v. T. 84).

Neben ihren Geliebten haben St. Preux und Julius noch eine zweite Stütze, dieser an Aspermonte, jener an Lord Bomston. Vom

Lord sagt St. Preux: „Quant à son caractère, je le crois vif et emporté, mais vertueux et ferme“ (N. H. I, 45, 108). Das könnte bis hierher, zusammen mit der Duellgeschichte, die noch an anderer Stelle zu erwähnen sein wird, eher auf Guido passen, zu dem sich in der Neuen Heloise keine ähnliche Person findet, als auf Aspermonte; doch fährt die Schilderung fort: „il se pique de philosophie“, und an einer anderen Stelle sagt St. Preux: „... et nous fûmes familiers au bout de huit jours, mais pour toute la vie“ (N. H. I, 45, 107). Lord Bomston bietet auch den beiden Liebenden eine Zufluchtsstätte in seiner Heimat an (N. H. II, 3, 176). Als St. Preux und Julie sich trennen müssen, bemüht er sich hilfreich um den klagenden Freund.

In noch reicherem Maße tut das Aspermonte, der Julius sogar wirklich zur Entführung Beihilfe leistet, der auch „einen Freund in einem entfernten Winkel von Deutschland hat“, wo die Fliehenden Aufnahme finden könnten. Auch Aspermonte ist Philosoph, er ist des Julius Lehrer in dieser Wissenschaft.

In beiden Werken bleibt diese Freundschaft, wenn auch im Grunde fest, so doch nicht unerschüttert. St. Preux schöpft einmal in Eifersucht nichtigen Verdacht und fordert den Lord sogar zweimal (N. H. I, 56, 131 und II, 10, 194).[1]) Die Freundschaft zwischen Julius und Aspermonte hat so schwere Proben wie die oben erwähnte zwar nicht zu bestehen, aber immerhin sind Augenblicke da, wo ihre Festigkeit von Julius angezweifelt wird (10, 4; 11, 6; 83, 10).

Neben diesen Freunden steht in beiden Werken die hilfsbereite Freundin wie eine Art Schutzengel der heimlichen Liebe. Gerade, wenn wir Cäcilie neben Claire stellen, wird uns vielleicht manches an ihrem eigentümlich in der Schwebe gehaltenen Charakter klarer. Cäcilie spielt bei Leisewitz eine Doppelrolle, und Leisewitz hat das in der freiwilligen Entsagung gipfelnde Spiel so sehr herausgearbeitet, daß ihre wahre Natur, die sie zu verbergen bestrebt ist, sich nur schwer erkennen läßt. Sie ist eine Frau, die wohl der Regungen der Liebe fähig ist, (das ist ihr wahrer Charakter, und er kommt auch bald

[1]) Diese zweite Szene erinnert sehr an den Vorgang zwischen Guido und Aspermonte. Bomston bewahrt genau so wie Aspermonte seine Ruhe vor dem leidenschaftlich tobenden Gegner. „Je ne me bats point contre un insensé“, sagt der Lord. Guido muß sich nachher gestehen: „Sie lassen mich alle stehen wie einen Wahnwitzigen“ (J. v. T. 24, 1).

genug zum Vorschein). Sie scheint aber doch gegen die Liebe des Weibes zum Manne kalt zu sein und sucht in der Freundschaft Ersatz. Das Wort Heirat klingt ihr wie „ein Gerassel von Ketten" (J. v. T. 61, 1), während doch durch ihre warme Freundschaft Blankas Herz „für ihre unüberschwängliche Liebe reifte" (J. v. T. 60, 1). Also in warmer Freundschaft, nicht in heißer Leidenschaft will sie ihr Gefühl betätigen. Trotzdem hat sie für Julius ein wärmeres Gefühl, wie an anderer Stelle nachgewiesen wurde. Man denkt hier an die Worte Rousseaus in der zweiten Vorrede zur Neuen Heloise S. 4, die Worte von „der zu nachgiebigen Freundin, die durch ihr eigenes Herz für das Übermaß ihrer Nachgiebigkeit (in diesem Falle gegenüber der nicht standesgemäßen Liebe Blankas und Julius') gestraft wird".

Nach einer anderen Stelle (N. H. I, 64, 157) wird in Claire die Liebe von der Freundschaft überwogen. So ist Claire durchgehends in der Neuen Heloise gezeichnet. Sie heiratet zwar, aber nicht aus wirklicher, leidenschaftlicher Liebe; sie achtet ihren Gatten, ihr Herz ist eigentlich bei Julie. Später neigt es sich deren Geliebten St. Preux zu. Ihr anfänglich kalter Charakter wird Leisewitz gereizt haben, seine Cäcilie ähnlich zu formen und besonders diese Nüchternheit in der Liebe zu betonen; so stark freilich zu betonen, daß es schwer ist, hinter den wahren Charakter der Cäcilie zu kommen, die doch eben auch gewissermaßen „durch ihr eigenes Herz für das Übermaß ihrer Nachgiebigkeit gestraft wird". Vielleicht hat Leisewitz durch den Hinblick auf Claire der Gestaltung seiner Cäcilie geschadet.

Soviel über Ähnlichkeiten in Stoff und Aufbau der beiden Werke. Angefügt sei hier noch eine Beobachtung, weil sie in der Behandlung des Hauptproblems nicht soviel Raum beanspruchen darf.

Der ferne Zufluchtsort ist für die Liebenden in beiden Werken eine Art Ideal. St. Preux und Julie suchen ihr Glück echt rousseauisch fern von der Gesellschaft. „... ne trouvant nulle part ce qu'ils sentent, ils se replient sur eux-mêmes; ils se détachent du reste de l'univers, et créant entre eux un petit différent du nôtre ..." (N. H. 2. Vorr. 8). Sie möchten ihr Glück am liebsten im Verborgenen genießen, in einer unbekannten Gegend (N. H. I, 23, 69), wenn es sein muß, in Armut (N. H. I, 26, 78), sich nährend von ihrer Hände Arbeit, im Genusse eines bäuerlichen, d. h. ursprünglichen, naturgemäßen, freien Lebens.

Ebenso möchten sich Julius und Blanka von der Welt lösen. Julius macht sich frei von seinen Pflichten gegen Staat und Gesellschaft, er „sucht ein verborgenes Leben". Er sucht nur sein Glück „entweder unter unseren Citronenbäumen oder den Palmen Asiens, oder den nordischen Tannen — wo das weiß ich nicht, und es ist mir eins —" (J. v. T. 44, 2); Blanka sagt phantasierend: „. . . jetzt sind wir da — in dem entferntesten Winkel der Erde — diese Hütte ist klein — Raum genug zu einer Umarmung — das Feldgen enge — Raum genug für Küchen Kräuter und zwey Gräber und dann Julius die Ewigkeit — Raum genug für die Liebe" (J. v. T. 47, 3). Nur frei, frei vom Zwange der Gesellschaft, frei im eigenen Glücke wollen sie sein. Julius fordert als sein Ideal: „Geben Sie mir ein Feld für mein Fürstenthum und einen rauschenden Bach für mein iauchzendes Volk — einen Pflug für mich und einen Ball für meine Kinder — Ruhm — dann mag die Geschichte mein Blatt in ihrem Buche leer laßen . . ." (J. v. T. 53, 11). Dieser Preis des ländlichen Lebens, den wir noch bei vielen Dichtern der Genieperiode wiederfinden, erinnert sehr an St. Preux' Schilderungen vom Leben bei Wolmars und steht auch in engster Beziehung zu der Sehnsucht, welche die Göttinger Freunde Leisewitzens, die Haindichter, nach dem Zusammensein mit der Natur, der schönen und der urwüchsig ländlichen empfanden. Es sei z. B. nur erinnert an Stolbergs „Süße, heilige Natur", an Höltys Naturbegeisterung oder an seine liebevolle Ausmalung ländlicher Verhältnisse, wie z. B. in „Töffel und Käthe", „Das Feuer im Walde", „Der arme Wilhelm", „Christel und Hannchen" und in anderen Gedichten.

Aus diesen Beobachtungen über Stoff und Aufbau geht hervor, daß Leisewitz und Rousseau, Neue Heloise und Julius von Tarent sich näher stehen, als man bisher nachgewiesen hat; es soll im folgenden versucht werden, nun auch den *inneren* Beziehungen der beiden Werke nachzugehen und damit den Julius von Tarent bestimmter in den literarischen Zusammenhang des 18. Jahrhunderts einzureihen.

§ 14. Der Gehalt der Nouvelle Héloise.

In der Neuen Heloise handelt es sich in der Hauptsache um die beiden Liebenden St. Preux und Julie. Es ist die erste Liebe beider, und sie wird mit solcher Eindringlichkeit geschildert, daß keiner an der Wahrheit und Berechtigung ihrer Gefühle zweifeln kann.

Auch die Liebenden selbst sind von ihrer Zusammengehörigkeit wegen der Leidenschaft, Kraft und Ursprünglichkeit ihres Gefühles fest überzeugt. St. Preux sagt: „Viens, ô mon âme! dans les bras de ton ami réunir les deux moitiés de notre être“ (N. H. I, 26, 78). Julie sagt: „Je vois, mon ami, par la trempe de nos âmes et par le tour commun de nos goûts, que l'amour sera la grande affaire de notre vie“ (N. H. I, 35, 92). Auch an andern Stellen wird dies Zusammengehören und Ineinanderaufgehen zweier liebenden Seelen, wie Julie und St. Preux es sind, geschildert (N. H. II, 7, 188; VI, 7, 625).

Die Vereinigung dieser Beiden, deren Gefühle ihre Berechtigung in sich selbst tragen, wird jedoch in unabsehbare Ferne geschoben durch ein Hindernis, das sich in seiner Unpersönlichkeit und Ungreifbarkeit schwer aus dem Wege räumen läßt: die öffentliche Meinung. St. Preux ist ein einfacher Bürgerlicher, obschon tüchtig, klug, gewandt und gut; Julie dagegen ist die Tochter eines adelsstolzen Barons (N. H. 2. Vorr. 4; I, 7, 34), dem der Gedanke, seine Tochter einem Bürgerlichen zu geben, gänzlich fern liegt. Hieraus entsteht die Schwierigkeit des Konfliktes. Nicht die öffentliche Meinung an sich kann gesund und sittlich rein empfindenden Menschen ein Hindernis in den Weg legen; denn: „Quant à l'inégalité, je croirais t'offenser de combattre une objection si frivole lorsqu'il s'agit de sagesse et de bonnes moeurs“ (N. H. V, 13, 585), sagt Julie selbst. Ebenso verteidigt Lord Bomston die Rechte St. Preux' auf Julie ihrem Vater gegenüber: „que lui manque-t-il donc pour mériter votre aveu? ... La noblesse? ... il l'a encore, n'en doutez pas, non point écrite d'encre en de vieux parchemins, mais gravée au fond de son coeur en caractères ineffaçables“ (N. H. I, 62, 148). Nach der Meinung des Lords ist nicht nur dieser äußere Standesunterschied kein Hindernis, da St. Preux alle Anforderungen, die in Wahrheit an einen Adligen zu stellen sind, erfüllt; vielmehr steht es in keines Menschen Gewalt, diesen von der ewigen Macht beschlossenen Bund zu hintertreiben: „Ce chaste noeud de la nature n'est soumis ni au pouvoir souverain ni à l'autorité paternelle, mais à la seule autorité du Père commun, qui sait commander aux coeurs, et qui, leur ordonnant de s'unir, les peut contraindre à s'aimer“ (N. H. II, 2, 171). Vorurteil und Standesunterschied werden also von natürlichen ewigen Bestimmungen einfach bei Seite geschoben.

Schlimm ist nur, daß es in diesem Falle ein Vater ist, der sich diesen Bestimmungen in Bezug auf seine Tochter widersetzt, der nicht einsehen will, daß seine Ansichten Vorurteile sind, welche „font taire à chaque instant la nature“ (N. H. I, 63, 156). Er will nicht sehen, daß diese Natur größere Rechte hat, als die menschlichen Satzungen. Er übersieht das „heilige Naturgesetz“ der Liebe (N. H. II, 2, 172), aus dem doch Julie und St. Preux ihrerseits einzig und allein die Berechtigung ihres Verhältnisses ableiten, wie denn St. Preux zu Julie sagt: „N'as-tu pas suivi les plus pures lois de la nature? ... Qu'as tu fait que les lois divines et humaines ne puissent et ne doivent autoriser?“ (N. H. I, 31, 85). Es sei also noch einmal gesagt: aus der natürlichen Bestimmtheit, aus der Kraft und Größe ihres natürlichen Gefühles leiten St. Preux und Julie unbedenklich die Berechtigung ihrer Liebe ab und setzen sich unbedenklich über menschliche Vorurteile und Satzungen hinweg.

So würden sie die Forderung, von einander zu lassen, jedem Beliebigen kraft ihres natürlichen Gefühles rundweg abschlagen können — einem aber nicht; denn dem gegenüber gerät ihre innere, natürliche Stimme ins Schwanken. Der Vater ist nicht „Jeder Beliebige“, an ihn bindet Julie das Gefühl kindlicher Liebe, Dankbarkeit und Verehrung, das Gefühl der Verpflichtung und des Gehorsams. Dies Gefühl ist ein edles; seine Berechtigung leuchtet unmittelbar ein, so, wie die der Liebe. Es äußert sich als Bewußtsein der Pflicht kindlicher Pietät. Dies sittliche Bewußtsein also erschwert Julien die Entscheidung. Das Gefühl, das Julie für ihre Eltern hegt, steht nicht auf derselben Stufe mit ihrem Gefühle gegen St. Preux, denn es erhält ein besonderes Schwergewicht durch die sittlichen Verpflichtungen, die mit ihm verknüpft sind. So wird der an sich nichtige Hinderungsgrund (das konventionelle Vorurteil) dadurch zu einem wichtigen, daß er mit einem sittlichen Gedanken verknüpft erscheint, der organisch garnicht zu ihm gehört.

Die Trägerin dieses sittlichen Gedankens ist der Natur der Sache nach Julie, die Tochter des Barons. Der Gedanke ist so stark in ihr, daß es ihr gelingt, die Stimme der Natur so weit zu dämpfen, freilich nach langen inneren Kämpfen, daß sie trotz ihres rein aus Liebe, nicht aus bloßer Sinnlichkeit begangenen Fehltrittes schließlich dem Willen ihres Vaters gehorcht. Der sittliche Gedanke, der sich ihr durch das Pflichtgefühl vermittelt, die Tugend siegt in ihr, gestützt durch ihre kindliche Liebe, als St. Preux ihr zum

erstem Male anträgt, mit ihm zu fliehen (N. H. I, 26, 77; 78); sie widersteht dem Wunsche nach Freiheit, um ihren Eltern kein Leid anzutun.

Eine andere Kraftprobe der Tugend (man kann es kaum anders nennen) läßt Rousseau seine Julie wenige Seiten später bestehen. Sie hat dem St. Preux ein Stelldichein in einer einsamen Sennhütte versprochen und freut sich sicher nicht weniger als dieser auf die Stunden des Glückes. Trotzdem verzichtet sie darauf. Sie schreibt an St. Preux: „ne me parle plus de plaisir tandis que des gens qui valent mieux que nous souffrent, gémissent, et que j'ai leur peine à me reprocher" (N. H. I, 39, 100). Es gilt, zwei Liebende zu vereinen, was schon hätte geschehen können, wenn Julie sich des Mädchens angenommen hätte, wie sie versprochen hatte; diese sittliche Pflicht hatte sie über ihrer Liebe versäumt. Um sie nun jetzt noch zu erfüllen und ihren Fehler wieder gut zu machen, opfert sie unbedenklich die Stunden des ungestörten Zusammenseins mit St. Preux, indem sie ihn überredet, gerade zu dieser Zeit (weil keine Zeit zu verlieren ist), in Sachen des bedrängten Paares eine Reise zu machen (N. H. I, 39, 101). Auch hier siegt also das edle Gefühl des Mitleids, der Nächstenliebe und des eigenen Schuldbewußtseins über das natürliche Gefühl. Ohne Kampf geht das freilich meist nicht ab, und nicht immer wird es der Julie so leicht, auf ihr Liebesglück zu verzichten, wie es hier der Fall zu sein scheint.

Den schwersten Kampf kostet es, als ihr vom Lord eine Zufluchtstätte bei sich in England angeboten wird, wohin sie mit St. Preux fliehen kann (N. H. II, 3, 176). Sie braucht jetzt mit dem Geliebten nicht ins Ungewisse zu gehen, kein Leben in Dürftigkeit zu fürchten, sondern könnte mit ihm einer sicheren Zukunft entgegensehen. Ihr innerer Zwiespalt ist um so größer, als es ihr jetzt zum Bewußtsein kommt, daß sie auch gegen ihren Geliebten sittliche Pflichten zu erfüllen, nämlich Treue zu üben hat (N. H. II, 4, 177; 178). Sie wird ganz irre an ihrer ehemaligen Kraft, „das Richtigste zu finden und sich dann sofort dafür zu entscheiden" (ähnlich N. H. II, 4 i. Anf.). Und doch wird sie von ihrer Kusine, an die sie sich um Rat wendet, wieder auf ihr eigenes Innere verwiesen. Vernunft kann in solchem Falle nicht einfach nüchtern abwägen, wo das Gefühl in solchem Maße beteiligt ist; das Gefühl hat hier die letzte Stimme. „Ton coeur seul en est le juge", sagt Claire (N. H. II, 5, 179). Wie denn auch Julie später an St. Preux schreibt: „J'ai consulté,

non mes devoirs, mon esprit égaré ne les connait plus, mais mon coeur, dernière règle de qui n'en saurait plus suivre" (N. H. II, 11, 201). Diese Stimme des Herzens ist nichts weiter als das Gewissen, dieser „göttliche Instinkt", auf den sich in der Hauptsache nach den Worten des savoyischen Vikars die Tugend gründen muß (E. IV, 347).

In diesem Falle gibt es für Julie keine Entscheidung, die in glatter Rechnung das Ergebnis der an sich sittlichsten Handlungsweise zu finden vermag, sondern es ist nur ein Gegeneinanderabwägen der Leiden möglich, die jedenfalls eintreten müssen. Der ungestörte Genuß ihrer Liebe genügt ihr jedoch auf keinen Fall zur Erlangung eines glücklichen Lebens; denn der höchste Genuß liegt in der Zufriedenheit mit sich selbst (E. IV, 332). Der Zufluchtsort aber, den der Lord ihnen gewähren will, bietet keinen Schutz gegen Schande und Reue. Sie würde dort die furchtbarsten Anklagen ihres Gewissens zu ertragen haben und „im Schoße eines scheinbaren Glückes elend sein". Wenn sie nun einmal Gewissensbisse in ihrer übrigen Lebenszeit ertragen soll (denn die kommen auch, wenn sie bleibt, da sie ihrem Geliebten untreu wird und ihn zur Verzweiflung bringt), so ist ihr doch „der Vorwurf, gegen die Eltern undankbar gewesen zu sein, zu entsetzlich, als daß er sich ertragen ließe". Lieber will sie sich von den Eltern unglücklich machen lassen, als sich sagen, daß sie das Unglück der Eltern verschuldet habe (N. H. II, 6).

So siegt in ihr vermöge ihres zarten, sittlichen Gefühls doch schließlich die Tugend; der sittliche Gedanke, Dankbarkeit, Gehorsam und Treue gegen ihre Erzeuger wiegen schwerer als die Forderung der Treue gegen den Geliebten, und zwar deshalb schwerer, weil Julie selbst dabei zugunsten anderer verzichtet und ihre persönlichen Wünsche in den Hintergrund stellt. Julie will und kann nicht auf Kosten anderer glücklich sein. Das ist ihre Tugend.

Diese Selbstentäußerung genügt Julie aber noch nicht. Als später ihre Mutter an den Folgen der durch Juliens Liebesverhältnis entstandenen Aufregungen stirbt, löst Julie ihr Verhältnis zu St. Preux ganz, ohne natürlich die Liebe aus ihrem Herzen bannen zu können (N. H. III, 5). Ihr kindliches Gefühl, gemischt mit dem Schuldbewußtsein befiehlt ihr, ihr Leben ganz dem Schmerze um die Mutter zu weihen. Sie hält es für Frevel, noch länger ein Verhältnis zu pflegen, das ihre Mutter so unglücklich machte. Sie entsagt jetzt ganz, ohne in dieser Entsagung doch wirkliche

Befriedigung zu finden: die Tugend hat auf der ganzen Linie gesiegt, das durch den sittlichen Gedanken veredelte Gefühl ist stärker als das Gefühl der Liebe, das — obwohl nicht jedes sittlichen Gedankens bar — doch zu sehr von den eigenen Wünschen und Bedürfnissen abhängig ist, um rein sittlich zu sein.

Freilich hat Julie nicht die sittliche Stärke, aus eigener Kraft das einmal intuitiv als richtig Erkannte durchzuführen und das Sittliche durch sich selbst bestehen zu lassen. "Nature, ô douce nature, reprends tous tes droits; j'abjure les barbares vertus qui t'anéantissent" (N. H. III, 15, 303). So ringen Natur und Tugend in ihr. Das letzte Opfer hat Julie noch nicht gebracht: sie soll einen Mann heiraten, den sie nicht liebt und so auf St. Preux für immer verzichten. Schon vor der Hochzeit trägt sie sich mit Gedanken an den Ehebruch, noch auf dem Gange zur Kirche schwört sie innerlich dem Jugendgeliebten ewige Liebe — bis schließlich in der Kirche ihrem Gefühle eine andere Richtung gegeben wird, hin zur Religion, zu Gott. Sie glaubt „voir l'organe de la Providence et entendre la voix de Dieu dans le ministre ... La pureté, la dignité, la sainteté du mariage si viviment exposées dans les paroles de l'Écriture, ses chastes et sublimes devoirs si importants au bonheur, à l'ordre, à la paix, à la durée du genre humain ... tout cela me fit une telle impression, que je crus sentir intérieurement une révolution subite. Une puissance inconnue sembla corriger tout à coup le désordre de mes affections, et les rétablir selon la loi du devoir et de la nature" (N. H. III, 18, 321). In dem Gefühl der Religion also findet Julie die Kraft zur Sittlichkeit, und zwar führen nicht verstandesmäßige Überlegungen religiöser Art die Entscheidung herbei, sondern sie wird ganz unmittelbar im Herzen von der Macht der Religion gepackt; schließlich hat eben doch ihr Herz noch die Fähigkeit, „das Richtigste zu erkennen, und (was das wichtigste ist) sich kraft ihres Gefühles dafür zu entscheiden".

Wenn sie nun auch noch ihr Herz bewegt fühlt, während sie sich sagt, wie lieb ihr St. Preux sei, so bleiben doch ihr Gewissen und ihre Sinne ruhig (N. H. III, 18, 323). Ihr frommer Sinn, wie sie ihn von nun an öfters zeigt (N. H. V, 5, 543: VI, 8, 641), der sich aus dem Gebete Stärkung holt (N. H. III, 18, 324; V, 5, 549 u. a. anderen Orten), erhält sie bei der freiwilligen Treue zu ihrem

Gatten, erhält sie, trotzdem ihre Liebe zu St. Preux nie erlischt, bei der Tugend.

St. Preux hat diesen inneren Vorgang nicht durchlebt; in ihm ist das natürliche Gefühl stets stärker geblieben als das für die Tugend — obschon auch er nach ihr strebt und für sie empfänglich ist. Trotzdem er innerlich nicht so fest ist wie Julie, hat er doch solche Achtung vor der Tugend, daß er sich fügt, als er Juliens festen Willen zur Sittlichkeit sieht. „La vertu même en a dicté l'arrêt", sagt er (N. H. III, 19, 333). Daß er an dieser Unterwerfung unter die Tugend auch immer festhalten kann, das dankt er derselben Kraft, die Julie hilft — der Religion. „Elle s'environnait de la majesté suprême; je voyais Dieu sans cesse entre elle et moi. Quel coupable désir eût pu franchir une telle sauvegarde?" (N. H. V, 5, 547). St. Preux kann ruhig um ein Wiedersehen bitten (N. H. IV, 3, 380), denn er fühlt, daß seine Liebe durch Juliens Tugend beruhigt und geläutert ist. Er kann jetzt bei Wolmars leben, ohne seinem Gastfreunde mit Undank zu lohnen, ohne an seine Ehe zu tasten. Wenn schon die Leidenschaft in ihm durchaus nicht erkaltet ist, so will er sie doch jetzt nicht mehr um jeden Preis durchsetzen. Er und Julie sind jetzt ein „vrai triomphe de la vertu" (N. H. VI, 6, 614).

Rousseau hat also in der Neuen Heloise gezeigt, wie in einem Konflikte der Gefühle dasjenige den Sieg davontragen soll und auch kann, dem der sittlichere Gedanke zur Seite steht, also das „edlere" Gefühl. Für unsere Zwecke ist besonders wichtig festzuhalten, daß Julie zu ihrer Entscheidung nicht durch Verstandesgründe gelangt, sondern daß schließlich auch hier ihr Herz, das „Gefühl" die Richtschnur für ihr Handeln ist. Das edle Gefühl des Menschen hat in sich die Kraft, sich für das sittlich Richtige instinktiv zu entscheiden und es entgegen den leidenschaftlichen Trieben durchzusetzen. Dieses Ergebnis ist für Rousseau, der von der Anschauung ausgeht, daß die Veranlagung des Menschen von Natur aus gut sei, ganz natürlich. Leisewitz freilich kann sich, wie die nun folgende Gegenüberstellung der Anschauungen beider Dichter ergeben wird, den Rousseau'schen Optimismus nicht aneignen.

§ 15. Julius von Tarent, Nouvelle Héloise und Emilia Galotti.

Seit Rousseau in seinen Schriften vor allem das Gefühl als die Richtschnur des menschlichen Handelns, als die Grundlage des

Geisteslebens hinstellte und somit gegen den reinen Rationalismus Front machte, war es für denkende Geister die Frage, ob eben dies Gefühl auch im Stande sei, den sittlichen Forderungen und objektiven Werten gegenüber immer die richtige Stellung zu finden. Man fragte sich, ob das Gefühl dazu nicht zu subjektiv sei, ob nicht das Gewissen von den Wünschen und Trieben, die sich ja genau wie das Gewissen aufs Gefühl gründen, überwältigt werden möchte.

Rousseau selbst hat diese Schwierigkeit gesehen und in der Neuen Heloise eine Lösung des Knotens versucht, die wir in einem besondern Abschnitte dargestellt haben. Doch beruhigten sich die Gemüter dabei nicht, sondern beschäftigten sich, besonders in der ersten Hälfte der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts weiter eingehend mit dem Probleme.

Lenz lockert in seinem Drama „Die Freunde machen den Philosophen" die von Rousseau so straff als möglich gespannte Forderung in der Weise, daß er, freilich unter äußerlichen notwendigen Zugeständnissen an die Konvention, das subjektive Gefühl sein Recht im weitesten Umfange ausüben läßt. Strephon ist der wirkliche Besitzer der Frau des Prado, und zwar mit dessen Zustimmung. Bei Lenz wird also dem Subjektivismus der weiteste Spielraum gelassen, die Rücksicht auf objektive Verhältnisse so weit als möglich beiseite geschoben.[1])

Von Klingers „Leidendem Weib" möchte man beinahe sagen, daß es eine „Neue Heloise" sei, bei welcher der Dichter den Konflikt in den zweiten Teil des Romans verlegt hat, d. h. also hinter die Verheiratung der weiblichen Hauptperson. Das „leidende Weib" schwankt zwischen ihrem wirklichen Geliebten und dem guten Gatten, dem sie sich dankbar verpflichtet fühlt. Das edlere Gefühl siegt schließlich als Gewissen über die sinnliche Leidenschaft der Liebe.

Zu derselben Zeit schrieben zwei andere Dichter über dasselbe Problem: Goethe und Leisewitz, dieser im Julius, jener im Werther. Man sieht also, wie die Geister von jenen Gedanken gepackt waren.

Wenn man die Abschnitte dieser Arbeit vom „Gehalt des Dramas" und dem „Gehalt der neuen Heloise" gelesen hat, wird man bereits sehen, wie sich die Fäden von einem Werke zum andern

[1]) Diese Auffassung des Lenzschen Dramas, ebenso wie die folgende Äußerung über Klingers „Leidendes Weib" beruht auf der Anschauung des Herrn Prof. Dr. Saran, wie ich sie in Seminarbesprechungen kennen lernte.

knüpfen; wie nahe sich der Julius von Tarent und die Nouvelle Héloise in stofflicher Hinsicht stehen, versucht der Abschnitt „Ähnlichkeiten und engere Beziehungen" zu zeigen.

Man braucht deshalb nicht anzunehmen, daß die Neue Heloise den unmittelbaren Anstoß zur Abfassung des Julius gegeben hat. Dazu liegt ihr Erscheinungsjahr der Zeit, in der sich Leisewitz mit seinem Drama trug, wohl zu weit voraus. (Die Neue Heloise erschien 1761). Freilich kann man ja auch nicht wissen, ob Leisewitz den Roman nicht etwa erst anfangs der siebziger Jahre kennen gelernt hat. Doch von dieser sehr ungewissen Annahme abgesehen: einmal lag der Stoff, wie wir oben an einigen Beispielen gesehen haben, in der Luft, und dann haben wir wirklich eine zeitlich viel näher liegende Dichtung, aus der manche Gedanken in der Verbindung mit Rousseauschen Ideen Leisewitz bei der Abfassung des Julius bestimmt haben mögen. Das ist Lessings Emilia Galotti. Daß ein Zusammenhang zwischen dem Julius von Tarent und Lessing besteht, ist schon nachgewiesen.[1]) Doch ist es erforderlich, genauer den inneren Beziehungen nachzugehen.

Es handelt sich da um Emilia und ihren Vater im letzten Aufzuge. Sie haben durch den Anschlag des Prinzen und seines Ratgebers den Schwiegersohn und Bräutigam verloren. Das nächstliegende wäre gewesen, die beiden hätten an den Zerstörern ihres Glückes Rache genommen. Derartige Absichten kommen dem Odoardo auch, und sie entsprechen ganz dem natürlichen Gefühle. Aber er unterdrückt dies Gefühl. „Jene allein (die gekränkte Tugend) hab' ich zu retten", sagt er (440, 2)[2]). Die Sache des ermordeten Appiani soll, wie er meint, „ein ganz Anderer zu seiner machen" (440, 4). Er will sich darauf beschränken, den Mörder am Genusse der Frucht seines Verbrechens zu hindern. Den Rachegedanken drängt er bewußt zurück. Er will seiner Gefühle Herr werden. „Nichts verächtlicher als ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren!" (439, 32). Er redet sich deshalb selbst begütigend zu: „Ruhig, alter Knabe, ruhig!" (442, 1). Das Gefühl als Leidenschaft gehört für Odoardo unter den Verstand: „Aber sieh da! Schon wieder, schon wieder rennt der Zorn mit dem Verstande davon" (441, 28). Die Ermahnung des Prinzen, sich zu fassen, hält ihn noch im Augenblicke, wo er nach

[1]) Vgl. Henneberger, Kutschera, Brahm und Niebour a. a. O.

[2]) Lachmann-Munckersche Lessing-Ausgabe. 3. Aufl. Stuttgart 1896, Bd. 2.

dem Dolche greift, davon ab, sich auf die Mörder des Grafen zu stürzen (445, 11). Der Alte bringt auch seine erregten Gefühle, soweit es sich um die Rache handelt, wirklich zur Ruhe. Die Aufregung, die in seinem Wesen noch zu merken ist, rührt lediglich von der schweren Aufgabe her, ferner die Tugend seiner Tochter zu schützen; denn diese Aufgabe, das fühlt er, wird eine außergewöhnliche Tat erfordern. Er handelt jetzt aber, das ist als Hauptsache zu beachten, nicht mehr aus dem erregten Gefühle der Rache heraus, sondern getragen von seinem strengen Begriff von Ehre und Tugend. Er zwingt das Gefühl unter den Verstand.

Emilia ist von vornherein ruhiger als ihr Vater. Sie ist „ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Überlegung sich in alles findend, auf alles gefaßt" (437, 34). Anfangs überwältigt auch sie ihr Gefühl. Aber durch Überlegung wird sie seiner Herr und fähig, den objektiven Verhältnissen Rechnung zu tragen. „Ruhig sein können und ruhig sein müssen, kommt es nicht auf eins?" (447, 12), so steht sie ihrem Gefühle gegenüber. Sie pflegt auch keine Rachegedanken, sondern bittet sogar bei ihrem wütenden Vater um das Leben der beiden Missetäter. Ihr ist es nur um die Erhaltung ihrer Unschuld zu tun. Sie erwägt, ganz einfach und nüchtern überlegend, daß im Hause des Kanzlers Grimaldi, wohin sie der Prinz bringen will, ihre Unschuld der Verführung zum Opfer fallen wird. „Auch ihre Sinne sind Sinne." Und schon früher wenn sie aus dem Hause des Kanzlers kam, hat sie sehr kämpfen müssen, die erregten sinnlichen Gefühle, den „Tumult in ihrer Seele" durch die strengsten Übungen der Religion niederzuringen (448, 32 ff.). Sie bedenkt, daß sie fallen würde, wenn sie längere Zeit bei Grimaldi bleiben müßte und zieht es vor, diesem Geschicke durch den Tod zu entgehen. Sie schaudert vor dem Gedanken, daß ihr sinnlich leidenschaftliches Gefühl sie etwas begehen lassen könnte, was ihrem Begriffe von Ehre und Tugend zuwider läuft. Einmal geht also auch Emilien die Erhaltung ihrer Tugend über die Befriedigung eines Rachegelüstes, dann aber denkt sie sogar in die Zukunft, daß sie es hindern müßte, daß sich ihr Gefühl über seine Schranken hinaus entfalte.

Vater und Tochter bringen es also fertig, leidenschaftliche Gefühle unter die Macht ihrer vernünftigen Einsicht zu beugen und so auf sittliche Grundsätze Rücksicht zu nehmen. Das ist Lessings Forderung:

die Leidenschaft muß der vernünftigen, kühlen Überlegung weichen und sie kann es auch.[1])

Vielleicht hat Lessings Lösung des Problems, das zu Beginn des Abschnittes gekennzeichnet wurde, Leisewitz zur Niederlegung seiner Ansicht im Julius von Tarent bewogen.

Rousseau sagt: die Kraft zum Sittlichen, zur Wertung des Objektiven liegt bei einem gefühlsmäßig leidenschaftlich veranlagten Menschen im Gefühle selbst und zwar in den Gefühlen, welche sich als „edlere" ohne weiteres kund tun. Lessing sagt: würde man dem Gefühle freien Lauf lassen, so würde es subjektiv, im schlimmeren Falle unsittlich handeln; aber die Vernunft hat Macht genug über die Leidenschaft, sodaß der Mensch nicht sinnlich triebmäßig zu handeln braucht, sondern vernünftig, den moralischen Grundsätzen Rechnung tragend, sittlich handeln kann.

Beide Lösungen erscheinen Leisewitz zu optimistisch. Er schätzt die Macht des leidenschaftlichen, angeborenen, sich zum Subjektivismus auswachsenden Gefühles anders ein als Rousseau und Lessing. Für Leisewitz beherrscht dieses Gefühl doch alle anderen seelischen Kräfte des Menschen. Die vernünftige Überlegung weisen Julius und Guido, die beiden Hauptvertreter des Gefühlstypus weit von sich: dieser Weg zur Berücksichtigung objektiver Werte ist ihnen von vornherein verschlossen. Dann regt sich im Herzen des Julius selbst das edle Gefühl, ein Streben, objektiven Pflichten gerecht zu werden; da nämlich, wo es sich um das Verlassen seines Vaters handelt. Aber diese Regung wird von dem stärkeren Wunsche, sein eigenes Glück zu schaffen, erstickt. Es kann auch ein starker Wille das edle Gefühl in seinem Streben unterstützen, objektiven Forderungen gerecht zu werden (vgl. Blanka im Kloster). Aber die ursprüngliche Leidenschaft erweist sich doch als stärker und zwingt auch diesen Willen unter sich. Ja, schließlich wird das leidenschaftliche Gefühl selbst über ganz vernünftige Menschen Herr (Aspermonte, der Fürst), oder rüttelt wenigstens an der inneren Festigkeit solcher, die sich über leidenschaftliche Regungen erhaben fühlen (Cäcilie).

Leisewitz lehnt also — das ist das Besondere seines Standpunktes — die Ansichten Rousseaus und Lessings über die Leidenschaft ab. Er sagt: der von Natur leidenschaftlich

[1]) Diese Auffassung des Lessingschen Dramas verdanke ich den Seminarübungen des Herrn Prof. Saran.

veranlagte Mensch hat aus seinem Gefühle heraus nicht die Fähigkeit, den sittlichen Forderungen Rechnung zu tragen, auch Vernunft und Wille sind in einem solchen Menschen nicht stark genug, den Fehler auszugleichen. Freilich kann Leisewitz den abgelehnten Meinungen keine eigene Lösung der Frage gegenüber stellen. Für ihn bleibt das alles überwältigende Gefühl, die Leidenschaft, eine Art von furchtbarem, unbezwinglichem Dämon, dem die Menschen, wenn es ihre Anlage so will, bedingungslos ausgeliefert sind. Leisewitz begnügt sich damit, die Gewalt dieser Gefühlsmacht in ihrer Größe und Übermacht darzustellen, jedoch ohne ihr dabei die absolute Berechtigung zuzugestehen; er bescheidet sich also im Gegensatze zu den optimistischen Auffassungen Rousseaus und Lessings bei einer gewissen Resignation.

III. Teil.

Anschauungen, die neben den Gedanken über das Hauptproblem im Julius von Tarent niedergelegt sind.

Neben dem Hauptprobleme finden wir im Julius von Tarent eine Anzahl von Gegenständen mehr nebenbei behandelt, Gegenstände, die damals vielfach umstritten waren. Zu ihrer Erledigung scheint sich Leisewitz die Anregung auch, wenigstens zum großen Teile, von Rousseau geholt zu haben. Es handelt sich da besonders um die Probleme: Staat und Gesellschaft, Seele und Unsterblichkeit, freier Wille, Ehre und Selbstmord. Diese Dinge sind interessant als Belege für die geistigen Strömungen jener Zeit und tragen zur Kenntnis der Anschauungsweise Leisewitzens bei.[1])

§ 16. Staat und Gesellschaft.

In der Zeit des Absolutismus, wo viele führende Geister sich damit befaßten, echte Humanität in den Geist der Staatsregierung zu pflanzen, beschäftigte sich natürlich auch Leisewitz mit politischen Fragen. Seit Locke seine Theorien vom Staate dargelegt hatte, seit diese in England im Großen und Ganzen verwirklicht waren, während man in Frankreich und anderen absolutistisch regierten Staaten das treffendste Gegenbeispiel hatte, — seitdem hatten sich

[1]) Da die hier verhandelten Gegenstände für die vorliegende Arbeit erst in zweiter Linie von Wichtigkeit sind, habe ich ein eingehendes Quellenstudium der vielen für diesen Abschnitt in Frage kommenden Werke des 18. Jahrhunderts unterlassen. Ich verlasse mich in betreff der damaligen Anschauungen auf zusammenfassende Behandlungen wie Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts und Vorländers Geschichte der Philosophie. Genaue Zitate glaubte ich mir aus dem oben erwähnten Grunde ersparen zu dürfen.

die meisten Philosophen, auch Rousseau im Contrat social, mit Staatstheorien beschäftigt; Leisewitz, der viel belesene, hatte sie sicher zum großen Teile studiert. Eine ganze Literatur hatte sich an Joseph II. geknüpft (der im Jahre 1765 Kaiser wurde), in der Hoffnung, daß dieser aufgeklärte Fürst, der Reformen leicht zugänglich war, sich auch diesen verfassungstheoretischen Fragen nicht verschließen würde. Besonders gehören zu dieser Literatur die sogenannten Staatsromane Albrecht von Hallers und Wielands Goldener Spiegel[1]), den wir neben Hallers Usong[2]) im folgenden noch zu nennen haben werden.

Einiges von seinen politischen Meinungen hat auch Leisewitz für sein Drama verwendet, freilich nicht durchaus planmäßig; Leisewitz gibt kein systematisches Bild seiner Auffassung vom Staate. Im großen und ganzen jedoch macht er den alten Fürsten zum Träger seiner Ideen und versucht in ihm ähnlich wie Haller im „Usong" oder Wieland im „Tifan", sein Ideal eines Fürsten zu zeichnen.

Er geht nicht auf die Frage ein, wem die eigentliche Herrschergewalt zukomme, ob dem Volke oder dem Fürsten, was doch die Gemüter von Locke bis Rousseau bewegte; es scheint ihm zu genügen, wenn der absolutistische Herrscher milde und weise, wenn er human ist. In diesem Sinne hat er die Gestalt des alten Fürsten geschildert, der seine Untertanen durch ein einfaches Leben glücklich gemacht hat (101, 6). So zu regieren ist die Pflicht eines Herrschers (53, 21); wie der Fürst selbst zu seinem Sohne sagt: „Du mußt dein Vergnügen dem Vergnügen der Tarentiner aufopfern lernen" (71, 11). Er zählt ihm dann die Vorteile auf, die er durch diese Aufopferung gewinnt (71, 15). Da ist besonders der Ruhm, den ihm die Tarentiner mit erwerben helfen müssen dafür, daß er sie nach besten Kräften regiert. Das klingt beinahe wie Rousseaus Gedanken im Contrat social: „... le devoir et l'intérêt obligent également les deux parties contractantes" (C. S. I, 7, 163), sodaß „on gagne l'équivalent de tout ce qu'on perd, et plus de force pour conserver ce qu'on a" (C. S. I, 6, 161). Ähnliches will wohl auch Locke sagen, wenn er den Staat einen Vertrag zum Glücke und Schutze jedes einzelnen nennt. Leisewitz selbst bezeichnet das Verhältnis

[1]) Chr. M. Wieland, Der Goldene Spiegel, oder die Könige von Scheschian; Leipzig, Göschen 1853.

[2]) Usong, Eine Morgenländische Geschichte in 4 Büchern. Durch den Verfasser des Versuchs schweizerischer Gedichte. Bern 1771.

zwischen Fürst und Untertan als einen Tausch, d. h. doch also, jeder gibt dem anderen von dem, was er nicht hat, damit beide sich wohl fühlen.

Daß der Fürst bei Leisewitz dieses Verhältnis nicht lediglich von der nüchternen Seite, sondern auch von einer ideal gefühlsmäßigen auffaßt, zeigt sein Verhalten beim Erscheinen des Bauern. Er ist erfreut und gerührt über die Dankbarkeit dieses Mannes. Er empfindet in diesem Gefühle auch den Segen, der auf einer guten Regierung liegt (65; 66). Das Volk ist eben nicht bloß für den Fürsten da zu dessen Bereicherung, sondern man muß für sein Wohl sorgen; so trinkt auch der Erzbischof nicht nur auf das Wohl des Hauses, sondern auch des Volkes (100, 19), dessen Glückseligkeit zu begründen der Fürst nach den Worten Aspermontes bestimmt ist (95, 15).

Auch Hallers Usong ermahnt seinen Enkel zu ähnlicher Humanität: „Setze dein Vergnügen in dem Glücke deiner Unterthanen" (373), und: „Gedenk, daß wir dasjenige lieben, wodurch wir glücklich werden" (370), d. h. „sei um das Glück des Volkes besorgt, damit du dir seine Liebe erwirbst". Einer ähnlichen Anschauung gibt Wieland in seinem Goldenen Spiegel Raum: die Pflichten eines Fürsten sollen nicht um des Ruhmes willen ausgeübt werden (wie Wieland nun geradezu sagt), sondern „weil die Vollziehung unserer Pflichten mit den unmittelbarsten und wichtigsten Vorteilen und mit den reinsten Vergnügungen verbunden ist; ... zu bedauern ist der Fürst, dessen Herz nicht empfindsam genug ist, das Vertrauen und die Liebe seines Volkes allen Lobgedichten, Ehrendenkmälern, Bildsäulen, Schaumünzen und Inschriften vorzuziehen, womit Dankbarkeit und Schmeichelei seine Taten verewigen könnten" (II, 5 ff.).

Besonders sollen die Fürsten einem Stande Humanität zuwenden, der sie damals noch am meisten entbehrte, der unter Ludwig XIV. nichts als eine Gesellschaft von Arbeitstieren geworden war: das ist der Bauernstand. Eine besondere Vorliebe für ihn war entstanden, seit Rousseau die einfachen, ländlichen Verhältnisse als das Natürliche, Ideale hinstellte und mit Vorliebe das Landleben mit seinen patriarchalischen Zuständen als das beste Leben schilderte. Sagt er doch z. B: „La condition naturelle à l'homme est de cultiver la terre et de vivre de ses fruits ... Cet état est le seul nécessaire et le plus utile ... C'est en lui que consiste la véritable prosperité d'un pays etc." (N. H. V, 2, 491).

In echt Rousseauschem Sinne hat nun auch Leisewitz das Verhältnis zwischen Fürst und Bauernstand gezeichnet. Er läßt einen Bauern auf die Bühne treten und gibt ihm einen wirklichen Charakter; nicht den theatermäßig herkömmlichen eines tölpischen, dummen Dorfbewohners, sondern den eines fein empfindenden Menschen. Nicht bloß, daß der Alte zum Geburtstage des Fürsten aus Dankbarkeit einen Kranz darbringt, sondern er nimmt nachher vom Fürsten kein Gegengeschenk an, damit „aus dem ganzen ernsthaften Wesen nicht ein Puppenspiel werde" (66, 12). Da der Fürst also die Dankbarkeit der Landbevölkerung erfährt, da ferner „jeder Bauer im Lande zum fürstlichen Geburtstage seine Henne aufspart" (man denkt hier unwillkürlich an das Wort Heinrichs IV. von Frankreich vom „Huhn im Topfe") und da die Bauern in dem Fürsten ihren Vater sehen (101, 17—102, 2), so muß er sich wohl durch seine Regierung ihre Liebe erworben haben. Daß Leisewitz diesen Zug nicht als unbedeutend in seinem Drama ansah, das sieht man daran, daß er in den beiden kleinen früheren Versuchen „Die Pfandung" und „Der Besuch um Mitternacht" das Problem schon von der anderen Seite beleuchtete. In dem ersten Stücke zeigt er die Stimmung zweier armer Bauersleute, denen ihr letztes Bett vom Fürsten gepfändet werden soll, während in dem zweiten ein Fürst den Geisterbesuch Hermanns des Cheruskers erhält, weil er sich auf Kosten des Wohlergehens seiner Untertanen gute Tage macht.

Auch in den Staatsromanen wird auf die Landbevölkerung besondere Rücksicht genommen. Usong rät seinem Enkel: „Erlaube nicht, daß man unter einigem Vorwande Schatzungen auflege oder die Steuern vermehre" (386). Daß mit diesem Rate besonders den Bauern gedient wird, ist klar; denn sie mußten ja in jener Zeit die Hauptlast der Abgaben tragen. Ähnlich befürwortet Wieland im Goldenen Spiegel eine gute Behandlung des Bauernstandes; ihn vor Aussaugung bewahren, heißt für Wieland: die Bedingung für eine gesunde und naturgemäße Entwicklung aufrechterhalten (100).

So entspricht der Fürst von Tarent mit seiner milden Regierung, mit seinem Pflichtbewußtsein, mit dem Segen für seinen Sohn Julius: „Sei weise" ungefähr den Anforderungen, die man zur Zeit des Leisewitz an einen aufgeklärten absoluten Herrscher stellte. Er verkörpert das Ideal eines Landesvaters. Der Fürst ist ein Gegner der früheren Auffassung, die auch sein Vater noch hatte, daß nämlich ein Herrscher seiner Willkür frei die Zügel schießen lassen dürfe, ohne

jemand dafür verantwortlich zu sein. Tyrannen sind nicht nach Leisewitzens Geschmack. Das ist auch sehr erklärlich; denn in seinem Verkehrskreise, unter den Dichtern des Hainbundes war man nicht gut auf die Tyrannen zu sprechen. So widmet auch Leisewitz ihnen (109) einen wenig schmeichelhaften Abschnitt. Man könnte meinen, daß die Zeilen 24—26 auf ganz bestimmte Zeitgenossen gemünzt gewesen seien. Schon sein Freund Thaer, dem Leisewitz den Julius zur Kritik übersandte, empfand, daß diese Worte nicht im Zusammenhange mit dem Übrigen stehen.[1]) Jedenfalls betont Leisewitz unumwunden seinen Abscheu gegen Fürsten etwa vom Schlage Karl Eugens von Württemberg. Das hatte er ja auch schon in den beiden oben erwähnten Fragmenten getan.

Leisewitz malt also das Verhältnis des Menschen zum Staate, wie es sein sollte, von einer ruhigen, beinahe beschaulichen Seite, was nicht zuletzt auch in der Kleinheit des Staates begründet ist, den der Fürst zu regieren hat. „Ich danke dem Himmel, der mir ein so kleines Land beschieden hat, daß meine Regierungsgeschäfte häusliche Freuden sind", sagt er zu seinem Bruder (102, 3). Diese Worte des Fürsten haben auch in den Anschauungen der Zeit ihren Hintergrund. Man meinte, daß in einem kleinen Staate sich leichter ein idealer Zustand der Regierung einführen und erhalten ließe. Schon Montesquieu sieht in seinen „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence" eine Ursache des Verfalls in der maßlosen Vergrößerung des Reiches. Rousseau sagt: „... il y a de même, eu égard à la meilleure constitution d'un Etat, des bornes à l'étendue qu'il peut avoir, afin qu'il ne soit ni trop grand pour pouvoir être bien gouverné, ni trop petit pour pouvoir se maintenir par lui-même ... en général un petit Etat est proportionellement plus fort qu'un grand" (C. S. II, 9, 186). Er erläutert dann noch ferner, wie in einem großen Staate bei den großen Entfernungen die Verwaltung beschwerlicher wird, wie (das stimmt wieder mit Leisewitz zusammen) das Volk weniger Liebe zu einem Herrscher hat, den es nie sieht, während Unterbeamte den Staat regieren. Auch im Goldenen Spiegel wird die Kleinheit des Staates als Vorzug angesehen: „Unser Gesetzgeber urteilte mit gutem Grunde, daß es zur Erhaltung unserer Verfassung nötig sei, immer ein kleines Volk zu

[1]) Kutschera a. a. O. 130.

bleiben" (80); und „Unsere kleine Nation ... lebt in einer vollkommenen Gleichheit, ... wir betrachten uns alle als eine einzige Familie" (79). Überall also wird Gewicht gelegt auf die Kleinheit des Volkes, die sein Glück mitbedingt.

Zu dieser beinahe idyllischen Schilderung scheint es nicht zu passen, wenn Leisewitz den Julius so nachdrücklich gegen Staat und Gesellschaft reden läßt, wie er es tut (S. 55). Bei dieser starken Unterstreichung des Weltbürgertums und der persönlichen Freiheit könnte man beinahe in Zweifel geraten, wo die eigentliche Meinung des Verfassers stecke. Ebenso scheint das Verhalten des alten Fürsten am Schlusse des Dramas wenig zu Leisewitzens Staatsideal zu passen. Denn daß der Fürst ins Kloster geht ohne Rücksicht darauf, daß sein Volk unter dem harten Nachfolger unglücklich sein wird, das läßt sich nicht mit seiner Auffassung von den Pflichten eines Fürsten vereinigen.

Aber man muß bedenken: das sind Stimmungen und Überzeugungen der handelnden Personen, nicht des Dichters. Man darf diese Erscheinungen nicht in das Bild hineinzeichnen, das Leisewitz für seinen Staat als Ideal vorschwebt. Sie hängen vielmehr mit der Absicht des Dramas selbst zusammen und sind aus dieser heraus schon an anderer Stelle erklärt.

Leisewitz sieht also sein Ideal in einem nicht zu großen Staate, wo der Herrscher ein aufgeklärter humaner Mensch ist, einer, der sich seiner Pflichten und seiner Verantwortung ebenso bewußt ist, wie die absoluten Herrscher zeitgenössischer Staatsromane, d. h. Hallers „Usong" und der „Tifan" in Wielands Goldenem Spiegel. Das Volk steht auf der Stufe des Untertanenverhältnisses, es wird aber nicht als nur steuerzahlende Masse angesehen und vertraut daher seinem Fürsten und liebt ihn. Landesvater und Landeskinder, so will der Dichter das Verhältnis zwischen Regierung und Regierten angesehen wissen.

§ 17. Seele und Unsterblichkeit, freier Wille, Ehre und Selbstmord.

Seele und Unsterblichkeit.

Gleich im Anfange seines Stückes betont Leisewitz mit einer Nachdrücklichkeit, die sich nicht aus der Notwendigkeit und dem Zusammenhange des Dramas erklären läßt, die Seele sei ein einfaches

Wesen. Julius begründet das naiv poetisch damit, die seine hätte sonst den Druck, der auf ihr lastete, nicht ausgehalten (6, 11). In demselben Auftritte spricht er nochmals mit fast befremdender Betonung von der „einfachen unsterblichen Seele" (9, 12). Die „ganze Seele" (73, 5) und die „freie Seele" (89, 10) werden erwähnt.

Man muß unwillkürlich vermuten, daß Leisewitz mit diesen Worten einen bestimmten Zweck verfolgt hat. Da ihm ja „die Philosophie auf dem Pegasus sehr gefiel",[1]) so wird er eben hier ganz bewußt haben Stellung nehmen wollen zu der Frage nach dem Dasein und der Unsterblichkeit der menschlichen Seele; denn auch die Unsterblichkeit unterstreicht er nach Kräften. Schon in einem der obigen Zitate spricht er mit Betonung von der „unsterblichen" Seele, Blanka fühlt die Unsterblichkeit in Julius Armen (85, 8), mit dem Tode wird die Seele frei und flattert empor (89, 10), Cäcilie tröstet die Blanka, der ganze Julius sei nicht tot (115, 12), Guido redet mehrmals von den Wohnungen der Seligen (122, 9; 126, 1).

Leisewitz hat sich während seines Göttinger Aufenthaltes viel mit Philosophie beschäftigt. Er hat — nach Ausweis der Göttinger Bibliothek — Voltaire, Montaigne, Bayle, Hume, Locke, Pope, Shaftesbury, Baco, Leibnitz gelesen.[2]) Sicher kennt wohl Leisewitz als interessierter und gebildeter Mann auch noch andere Philosophen, die sich vielleicht damals noch nicht auf der Göttinger Bibliothek befanden, und man kann annehmen, daß er so ziemlich in den Kampf eingeweiht war, den Orthodoxie, Aufklärung und Materialismus um Gott, Welt, Seele und Unsterblichkeit führten.

Leisewitz wendet sich mit seiner Ansicht gegen den Materialismus und seine Vorläufer. Schon Hume hatte die Seele „a bundle of conceptions in a perpetual flux and movement" genannt, also die Einheit der Seele verneint. La Mettrie verwirft wohl den Unsterblichkeitsglauben nicht ganz, spricht aber in seiner Histoire naturelle de l'âme die Körperlichkeit der Seele aus. Voltaire nennt die Seele in seiner Abhandlung über diese die an die körperlichen Bedingungen geknüpfte Denk- und Empfindungsfähigkeit des Menschen, spricht also zum mindesten nicht klar und deutlich von dem einheitlichen geistigen Wesen, als das Leisewitz sich die Seele denkt. Die Unsterblichkeit hat Voltaire auch hin und wieder geleugnet, doch

[1]) Kutschera a. a. O. 77.

[2]) Kutschera a. a. O. 15.

nahm er sie mit Rücksicht auf die göttliche Gerechtigkeit immer wieder an. Er schwankt also. Diderot sagt: die Unsterblichkeit des Einzelnen ist die Unsterblichkeit seiner Tat. An den sozusagen offiziellen Stellen seiner Encyclopédie, also z. B. unter Ame, Immortalité spricht er für die Unsterblichkeit der Seele, unabhängig von ihrer geistigen oder körperlichen Wesensart. Daß er an Orten, wo man solche Auslassungen nicht sucht, ganz anders spricht, kann ich nicht nachprüfen, doch darf man sich hier wohl auf das Urteil Hettners verlassen und mit ihm annehmen, daß die wahre Meinung der Enzyklopädisten betreffs Seele und Unsterblichkeit materialistisch war. Bekannt war Leisewitz vielleicht auch schon Holbachs Système de la nature, das 1770 erschien und ziemliches Aufsehen verursachte. Holbach ist schließlich die Krone der Weltanschauung, der Leisewitz entgegentritt, er verneint Gott, selbständige Seele und Unsterblichkeit.

Leisewitz steht bei Männern wie Leibnitz, Wolff und Rousseau. Leibnitz, den Leisewitz ja gelesen hatte, hält die Seele für ein immaterielles, einfaches, substantielles Kraftwesen; Chr. Wolff sieht ebenfalls die Seele als eine einfache immaterielle Substanz an. Ebenso sucht er nachzuweisen, daß die Seele einfach sein muß, da sie für sich bestehen muß. In voller Übereinstimmung aber befindet sich Leisewitz mit dem von ihm so sehr geschätzten Rousseau. In der Neuen Heloise nimmt dieser, ganz abgesehen von der Gläubigkeit, in der Julie lebt, auch einmal Gelegenheit, die Unsterblichkeit besonders zu betonen und spricht geradezu von der âme immortelle (N. H. II, 1, 168). Besonders bemüht sich aber Rousseau, da, wo er sich mit dem Materialismus auseinandersetzt, im Bekenntnisse des savoyischen Vikars die Möglichkeit und Notwendigkeit der Unsterblichkeit nachzuweisen: „Si l'âme est immatérielle, elle peut survivre au corps“ (E. IV, 334), oder: „Toutefois je connais, comment le corps s'use et se détruit par la division des parties: mais je ne puis concevoir une déstruction pareille de l'être pensant; et n'imaginant point, comment il peut mourir, je présume, qu'il ne meurt pas“ (E. IV, 335).

Entgegen materialistischen und halbmaterialistischen Anschauungen hält also Leisewitz an der Unsterblichkeit der Seele mit Rousseau fest und bezeichnet sie mit Leibnitz und Wolff als ein einfaches Wesen.

Der freie Wille.

Leisewitz nimmt auch zur Frage nach dem freien Willen Stellung. Schon daß er Guido so ganz als einen Willensmenschen hinstellt, zeigt, wie er über den Fall denkt. Die freien Entschließungen gehen Guido über alles (24). Auch Julius baut auf die Festigkeit seines Entschlusses, die allen Prüfungen getrotzt hat. Ohne eigene Einwilligung läßt er sich von seinem fest gefaßten Plane nicht abbringen (97, 11). „Der Staub hat Willen" (55, 8) — das ist das höchste, was Leisewitz in dieser Hinsicht sagt. Nicht also bloß der Mensch selbst, sondern das ganze Weltall hat einen Willen, nach dem seine Bewegungen vor sich gehen. Auch der große Freiheitsdrang in Julius ist nichts weiter als die Sehnsucht, von den äußeren Hemmungen los zu kommen, die die Betätigung des freien Willens verhindern.

Mit diesen Ansichten steht Leisewitz ungefähr denselben Leuten entgegen, denen er seine Gedanken über die Seele entgegensetzt. Schon Locke beschränkt die Willensfreiheit insofern, als er dem Menschen nur den freien Entschluß läßt, den er nach dem Entschlusse unbedingt in die Tat umsetzen muß. Priestley und Bayle halten die Willensfreiheit für unmöglich und Voltaire ist in seinen späteren Werken derselben Ansicht. Diderot sagt im „Traum d'Alemberts": „Die Willensfreiheit ist nur ein leeres Wort" und im „Kreislauf des Lebens": „Die Bewegung ist nicht der Ausfluß des sogenannten freien Willens, der Wille ist vielmehr nur der Ausdruck eines durch äußere Einwirkungen bedingten Zustandes des Gehirns". Holbach verneint im Système de la nature die Freiheit des Willens natürlich auch.

Leisewitz steht auch hier wieder auf der Seite Rousseaus. Dieser bemüht sich, in dem Bekenntnisse des savoyischen Vikars nachzuweisen, daß die Bewegung in der Welt von einem freien Willen herrühre: „Je crois donc, qu'une volonté meut l'univers et anime la nature. Voilà mon premier dogme, où mon premier article de foi" (E. IV, 322). Was Rousseau als ersten Glaubensartikel für die gesamte Welt annimmt, das gilt ihm auch für den Menschen: „L'homme est donc libre dans ses actions, et, comme tel, animé d'une substance immatérielle; c'est mon troisième article de foi" (E. IV, 332).

Die Ehre.

Die Ehre spielt insofern eine wichtige Rolle im Julius von Tarent, als Leisewitz den Konflikt auch auf Guidos Ehrbegriff auf-

baut, den er letzten Endes nicht billigt. Guido handelt in Sachen seiner „Liebe“ nur um der Ehre willen. Er hat Blanka öffentlich vor einer großen Versammlung seine Liebe erklärt und zwar eher als Julius, also darf er sie ihm nicht überlassen, wenn er nicht sein Wort brechen will. Seine Ehre läßt ihn so handeln; denn die Leute zischeln sich schon von seinem Verhältnisse zu ihr zu, das ganze Heer hat gehört, wie er ihren Namen zum Feldgeschrei erhob. Nicht etwa, daß ihn ein innerer Drang triebe, der Blanka sein Wort einzulösen — er besteht auf seinem Rechte mit Rücksicht auf sich, nicht auf sie. Sein Ruf, seine Kavaliersehre stehen auf dem Spiele. Die Rücksicht auf sich selbst und zum großen Teile auf die Gesellschaft kann eine bessere Einsicht gar nicht aufkommen lassen. Der Fall liegt entfernt ähnlich wie der von Juliens Vater. Der alte Baron von Etange hat Wolmar auch sein Wort gegeben, daß dieser seine Tochter zur Frau haben solle; wider bessere Einsicht zwingt er Julie durch seine flehentlichen Bitten dazu, seinem gegebenen Worte gemäß zu verfahren. Wie wenig jedenfalls Leisewitz mit dieser Guidoschen Art von Ehrbegriff einverstanden ist, zeigt er in dem unglücklichen Ausgange, den er Guido infolge seines auf diese Ehre gestützten Verhaltens nehmen läßt.

Sucht man nach verwandten Erscheinungen solcher „Ehre-Menschen“ in der zeitgenössischen Literatur, so mag man zuerst an Tellheim denken. Näher liegt jedoch auch hier wieder Rousseaus St. Preux. Dieser kann alles tun um der Liebe willen, nur nichts, was seiner Ehre zuwider ist. An seine ehrenhafte Gesinnung wendet sich schon Julie, als sie ihm ihre Liebe gesteht: „Tes vertus sont le dernier refuge de mon innocence; mon honneur s'ose confier au tien, tu ne peux conserver l'un sans l'autre (N. H. I, 4, 29). Auch St. Preux macht die Reinheit und Unschuld ihres Verhältnisses von seiner Ehre abhängig und glaubt, es auf keine andere Weise sicherer stellen zu können als so: „... l'honneur qui nous conduit, est-il un guide trompeur?“ und „j'abhorre encore plus le crime que je n'aime Julie“ (N. H. I, 5, 31).

Es ist noch nichts besonderes in diesem Ehrbegriffe, es ist das, was man wohl als anständige Gesinnung bezeichnet. In anderer Weise äußert sich aber St. Preux's Ehrgefühl, als Julie ihm eine Reiseunterstützung zukommen läßt, nämlich als Extrem, als Empfindlichkeit. Er nennt Juliens Liebesdienst einen „opprobre“; „si je vous ai laissée maîtresse de mon sort, je ne vous ai point

laissée arbitre de mon honneur“ (N. H. I, 16, 53). Da St. Preux keine wirklich stichhaltigen Gründe für sein Gefühl anführen kann, muß er schließlich das Geld nehmen. Er hat keine festgegründete Stütze für seine Kavaliersehre.

Daß er nicht bloß diese eine Ehre kennt, welche ihm auf Grund seiner Erziehung und seiner Umwelt eigen ist, erweist sich im 24. Briefe des I. Buches, wo er selbst in einem entscheidenden Falle den wahren Ehrbegriff richtig bestimmt: „Je distingue dans ce, qu'on appelle honneur celui qui se tire de l'opinion publique, et celui qui dérive de l'estime de soi-même. Le premier consiste en vains préjuges plus mobiles qu'une onde agitée; le second a sa base dans les vérités éternelles de la morale“ (N. H. I, 24, 70). Die erste Umschreibung, die Kavaliersehre lehnt er dann ab und stellt die Ehre ganz auf die innere Selbstachtung. In diesem Sinne trifft er seine Entscheidung in der wichtigen Frage, ob er bei Julie bleiben und so ihre Eltern täuschen, oder ob er gehen soll. Er geht und bringt damit seiner Ehre, der wahren Ehre, ein großes Opfer. Hier vollbringt er also, anders als in der Geldangelegenheit, um der Ehre willen eine sittliche Tat.

Die wahre Ehre ist also nach Rousseau die, welche vor der inneren Selbstachtung bestehen kann. Gewiß geht auch Leisewitz von dieser Anschauung aus, wenn er Guidos Auffassung von Ehre als eine unglückliche darstellt.

Der Selbstmord.

Im Julius von Tarent könnte zweimal, eigentlich dreimal ein Selbstmord stattfinden. Das erste Mal, als Guido den Julius erstochen hat und nun von der Reue über seine Tat gepackt wird. Warum Guido hier nicht Hand an sich legt, ist an anderer Stelle zu zeigen versucht worden (s. oben S. 23, 24). Das zweite Mal, als Guido neben der aufgebahrten Leiche seines Bruders steht und den Dolch zu sehen bekommt, mit dem er Julius niedergestochen hat. In diesem Augenblicke packt ihn die alte Leidenschaftlichkeit, und er greift nach der Waffe, um sich selbst zu töten. Auch diesmal kommt es nicht zum Selbstmorde. Die dritte Gelegenheit findet sich, als der alte Fürst sich bewußt wird, daß er selbst zum nicht geringen Teile am Gange der Ereignisse schuldig ist. Er denkt auch daran, sich das Leben zu nehmen, aber er verwirft den Gedanken wieder. Es ist, als ob Leisewitz die Gelegenheiten zum Selbstmorde absichtlich

nicht ausnützte. Beide Male unterläßt er, ihn herbeizuführen, mit der Begründung: „Selbstmord ist Sünde“ (124, 12), oder: „häufe nicht Sünde auf Sünde“ (121, 15).

Guido und der Fürst würden sich durch den Selbstmord der Reue und den Gewissensbissen entziehen. Sie würden aber so der strafenden Gerechtigkeit entgehen, die ihnen Gelegenheit geben würde, durch Ertragen von Strafe und Buße ihr Vergehen zu sühnen, also dem Sittlichen zu seinem Rechte zu verhelfen. Darum muß Guido von der Hand seines Vaters sterben, wie ein anderer Mörder durch den Henker; darum macht der Fürst seinen Gewissensqualen nicht durch einen freiwilligen Tod ein Ende, sondern sieht im Ertragen und Verstärken dieser Pein ein Mittel zur Sühne und Buße.

Der Selbstmord bildete in jener Zeit einen Gegenstand der Untersuchung. Hume hat ihm eine ziemlich umfangreiche Abhandlung gewidmet und seine Berechtigung bejaht. Seine Untersuchung, obschon lange vor Leisewitz geschrieben, ist aber doch erst nach dem Erscheinen des Julius von Tarent an die Öffentlichkeit gedrungen. Die Enzyklopädie Diderots verneint unter suicide die Berechtigung des Selbstmordes, doch gibt das ja noch keine Gewähr, daß dies die wirkliche Meinung der Enzyklopädisten war. Jedenfalls war es eine Folge der deistischen und materialistischen Strömungen, wenn der Selbstmord nicht mehr schlechtweg als etwas Verwerfliches angesehen wurde. Gegen diese laxere Auffassung macht Rousseau Front, wie gegen so vieles in Deismus und Materialismus. Und Leisewitz ist sein treuer Gefolgsmann.

Rousseau entwickelt im 21. und 22. Briefe der 3. Abteilung der Neuen Heloise seine Ansichten über den Selbstmord ganz ausführlich, und zwar so, daß er im 21. alle möglichen Gründe darlegt, die für die Berechtigung des Selbstmordes sprechen, im 22. jedoch die Gegengründe anführt.

Rousseaus Ansicht läßt sich ungefähr in die Formel zusammenfassen: jeder Mensch hat die Verpflichtung, Gutes zu tun; das Leben ist nicht einfach da, sondern hat ein Ziel, eine sittliche Bedeutung (N. H. III, 22, 353). Der Himmel gibt dem Menschen mit dem Leben zugleich eine Aufgabe, die er ausführen soll. Das Leben hat an sich keinen Wert, dieser hängt erst von der Anwendung des Lebens ab. Nur das Gute, das man getan hat, bleibt, und nur durch dieses eben hat das Leben einen Wert (N. H. III, 22, 356). Auch bei der Frage des Selbstmordes setzt Rousseau, wie bei seinem

Hauptprobleme das ursprüngliche Empfinden, das persönliche Bedürfnis in Konflikt mit der sittlichen Forderung und findet hier die Entscheidung wie dort: das Sittliche steht an höherer Stelle als das Eigenwillige, rein Triebmäßige oder wie man es sonst nennen will; über den eigenen Wünschen steht die Pflicht.

So wird bei beiden Dichtern der Selbstmord verworfen. Bei Rousseau, weil der Mensch die Pflicht hat, etwas Gutes zu schaffen, bei Leisewitz aus demselben Grunde: man soll das Böse, das man getan hat, durch eigene Tat in Gutes verkehren. Nur daß bei Leisewitz die Begründung von der einfach sittlichen (Pflicht) nach der religiösen Seite (Sünde) umgebogen wird; das ist aber kaum ein grundlegender Unterschied, sondern läßt sich aus den verschiedenen Anlässen bei beiden Dichtern erklären.

Auch aus diesem Abschnitte, der die kleineren Probleme, wenn man so sagen darf, behandelt, geht hervor, wie sehr sich Leisewitz mit Rousseau beschäftigte, wie sich seine Gedankengänge, trotz der oben S. 67 dargelegten Differenz, in vielen Punkten in der Richtung der Ideen Rousseaus bewegten. Es mögen also diese Ausführungen auch genommen werden als ein wenn auch bescheidener Beleg für die bisher nur angedeutete und nirgends begründete Ansicht vom Zusammenhange zwischen Leisewitz und Rousseau.

Anhang.

Das Hallische Exemplar des Julius von Tarent vom Jahre 1776.

R. M. Werner hat in seiner Ausgabe des Dramas nachgewiesen,[1]) daß nicht bloß eine Ausgabe des Werkes, das zuerst 1776 bei Weygand in Leipzig erschien, diese Jahreszahl trägt. Er entdeckte Verschiedenheiten in den einzelnen Exemplaren, die ihn annehmen ließen, daß der Julius von Tarent im Jahre 1776 mindestens zweimal gedruckt sein müsse. Er nannte die beiden, wirklich sehr verschiedenen Ausgaben O^1 und O^2. In einem Nachtrage[2]) mußte er dann noch ein Exemplar, das ihm Seuffert zur Prüfung übersandte, als eine dritte Ausgabe mit derselben Jahreszahl 1776 erkennen. Er nannte sie S und stellte sie zwischen O^1 und O^2. S weist 33 selbständige Lesarten auf und ergibt sich für Werner als ein Mittelglied der Entwicklung des Textes von O^1 zu O^2. Ein zweites Mittelglied zwischen den beiden O vermutet Werner in dem Exemplare, das Sauer zu seinem Abdrucke in Kürschners Nationalliteratur benutzte.

Schüddekopf hat in Wolfenbüttel noch drei Drucke aus dem Jahre 1776 gefunden mit abweichenden Lesarten, von denen er einige mitteilt.[3]) Er glaubt auf Grund seines nicht veröffentlichten Materials annehmen zu müssen, daß der von Werner mit O^1 bezeichnete Druck nicht der älteste sei. Diese Meinung läßt sich nicht auf ihre Richtigkeit prüfen, da Schüddekopf bis jetzt keinen kritischen Apparat zu den Wolfenbütteler Drucken veröffentlicht hat.

Mit keiner von allen diesen Ausgaben stimmt das Exemplar überein, das sich auf der Hallischen Universitätsbibliothek befindet, sodaß

[1]) A. a. O. S. XXXII. [2]) A. a. O. S. LXV.
[3]) Deutsche Literaturzeitung 11, 986.

wir jetzt sieben verschiedene Ausgaben des Julius von Tarent aus demselben Jahre und Verlage haben. Wenn man auch mit Rücksicht auf die Gewohnheit der damaligen Zeit nicht annehmen darf, daß die sieben Drucke wirklich alle aus dem einen Jahre stammen, so können wir doch aus der großen Anzahl der Drucke des einen Verlages, dem sich bald andere Verleger anschlossen, auf große Beliebtheit des Julius von Tarent bei der damaligen Leserwelt schließen.

Im folgenden möchte ich die Varianten des Hallischen Exemplars zusammenstellen, ohne daraus irgendwelche Schlüsse auf die Reihenfolge und die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Ausgaben zu ziehen. Es wäre dies auch für die Textgeschichte des Julius von Tarent ziemlich wertlos, da wir ja einmal den Leisewitzschen Text in der Originalhandschrift besitzen, andererseits aber Leisewitz auf den Druck seines Werkes gar keinen Einfluß gehabt hat und also für den Text der Weygandschen Ausgaben nicht die geringste Verantwortung trägt.[1]) Schließlich aber sind die Verschiedenheiten der Ausgaben alle nur in der Form zu finden, während in der Sache sich die Texte völlig einig sind.

Es folgen nun also die selbständigen Lesarten von H[2]): 5, 4 Aſpermonte [in H immer mit ſ] 11, 16 Verzeihen] Venzeihen 17, 1 wollen —] mollen! — 18, 6 Aſpermonte. (kalt) 18, 18 hören. 19, 3 Aſpermonte, Ich 19, 13 Bruder? 22, 7 Du, 30, 3 Fürſt 32, 11 häuslichen] hänslichen 33, 1 Caecilia] Caecilib 37, 17 Julius. 38, 1 Aebtiſſin [ſo immer in H] 38, 6 alt] als 42, 24 Herz, Prinz 47, 15 Caecilia. 56, 11 ſo] ſo 57, 18 Gut, — | Monat! 64, 15 Sohn 67, 15 Todtbett ſehe? euch 69, 10 bereit, 69, 13 reden - — [der Strich iſt gebrochen] 69, 16 ſie 70, 11 [Seitenzahl H irrtümlich in 65 ſtatt 61] 71, 5 es ſind ja] es ſind ja 72, 17 nichts] ichts [das n iſt im Drucke verrutſcht vor das „ihr" in Zeile 19; alſo: 72, 19 ihr] nihr 74, 8 Wahrhaftig, 77, 19 ſey — 81, 8 wider 85, 15 Entzücken] Entzückeu 86, 11 Aebtiſſin, 87, 11 zerſtreuen. 87, 17 ja 89, 9 ohnedem 89, 15 Liſpeln, 91, 13 ſterblich 101, 9 laſſen 101, 11 am

[1]) Werner a. a. O. S. XXVII.

[2]) So möge die Ausgabe der Halliſchen Univerſitätsbibliothek bezeichnet werden. [ ] umſchließt erklärende Zuſätze von mir,] nach einem Worte will ſagen, daß ſtatt des vor] ſtehenden Wortes H die nach] kommende Lesart hat. Alle Seiten- und Zeilenangaben beziehen ſich auf die Wernerſche Ausgabe.

101, 18 daß, 103, 5 schändlichen] schädlichen 104, 1 achtet 104, 17 können 106, 1 Guido 106, 14 Guido 111, 5 ich 115, 12 Caecilia, 116, 1 Hochzeitgäste 119, 2 Fürst. Erzbischoff 120, 7 dir 121, 17 jeder 125, 7 Verweile verweile, 126, 3 Fürst 126, 13 Fürst. Erzbischoff.

Folgende Lesarten teilt H mit S: 3, 5 Erzbischoff 8, 3 Bild! — 11, 17 Blanka: 15, 2 Nahmen 34, 9 zusammen genommen 87, 5 Legende: — 104, 3 seyn? — 113, 12 gemässigt) 115, 5 Geschöpf! —

Mit O^1 hat H folgende Lesarten gemeinsam: 6, 14 versammelt. 15, 2 Nahmen 16, 2 Freylich 16, 6 aufrichten — 18, 20 Genugthuung! 19, 1 Ihre 20, 14 sieht — 22, 7 Erzbischoff 26, 4 werden — 29, 11 Mühe nicht, daß 32, 16 könnt 33, 4 Dir, 34, 3 Bittres 34, 9 zusammen genommen 35, 17 tugendhaft 36, 9 solte 36, 10 könte 37, 3 Ihre 38, 4 Vaters 41, 7 einfachen 43, 19 Ankunft — 44, 18 der 48, 10 Caecilia, 52, 4 Augenblick, 52, 18 Sehn 53, 2 ist, 53, 3 Liebesliedgen 54, 8 Schuz 59, 9 sich) 59, 15 äuserst 63, 4 Dummkopf, 66, 11 mir 73, 13 ertragen? 75, 22 Flüchen! 78, 2 Du, 83, 8 thut! 87, 14 Einen 89, 12 kann, 89, 18 dieß 90, 2 (Im Palast.) 91, 4 sehn, 93, 3 eingeprägt; 96, 16 äusern 96, 20 Sie zu 98, 7 andre 102, 14 sechs und siebenzig 103, 14 kanst 107, 7 kan 108, 16 genommen — 111, 3 sey. — 116, 19 hoffe 117, 3 Schale 117, 17 zugebracht —

In allem übrigen stimmt H entweder mit den O^1 und O^2 gemeinsamen, von Werner mit O bezeichneten Lesarten überein oder hat, wenn O^1 und O^2 nicht zusammenstimmen, die Lesart von O^2.

Lebenslauf.

Ich, Friedrich Walther Kühlhorn, evangelischen Bekenntnisses, wurde am 20. März 1888 in Osternienburg in Anhalt als Sohn des Pfarrers Friedrich Kühlhorn geboren. Ostern 1894 wurde ich in die Dorfschule zu Osternienburg aufgenommen, doch ging ich schon nach acht Tagen in die gleiche Schule zu Wulfen in Anhalt über, weil mein Vater dorthin versetzt wurde. Hier blieb ich bis Ostern 1899. Von meinem Vater bis dahin im Lateinischen vorbereitet, kam ich dann in die Quinta des Herzoglichen Ludwigsgymnasiums zu Köthen in Anhalt. Ostern 1907 bestand ich die Abgangsprüfung und ging nach Göttingen, um Theologie zu studieren. Von Michaelis 1908 bis Ostern 1909 setzte ich mein Studium in Berlin fort und kam dann nach Halle, wo ich mich in die philosophische Fakultät einschreiben ließ und von nun an hauptsächlich Deutsch und Geschichte studierte.

Ich hörte Vorlesungen bei den Herren: Baumann, Bonwetsch, Bousset, Heitmüller, Knoke, Pompeckj, Schürer †, Smend, Tschackert †, Verworn, v. Walter, Wellhausen in Göttingen; Deißmann, Friedländer, Greßmann, Holl, Lasson, Erich Schmidt, v. Soden, Ad. Wagner, v. Wilamowitz-Möllendorf in Berlin; Abert, Bremer, Fester, Heldmann, Hölscher, Jahn, Kattenbusch, Lindner, Loofs, Menzer, Meumann, Saran, Schultze, Strauch, Uphues in Halle.

Ich besuchte die Seminare und Übungen der Herren: Bremer, Greßmann, Heldmann, Lindner, Saran, Schürer † und Strauch.

Für die Anregung zur vorliegenden Arbeit bin ich Herrn Professor Dr. Saran ebensosehr zu Danke verpflichtet wie für Rat und Hilfe, die er mir bei der Ausarbeitung hat zuteil werden lassen.